Nemmersdorf

30000

Ritter unserer Zeit.

Zweiter Theil.

Ritter unserer Zeit.

Roman in sechs Büchern

von

Franz von Nemmersdorf,

Verfasser von „Unter Ruinen", „Doge und Papst", „Allein in der Welt", „Unter den Waffen" ꝛc.

Zweiter Theil.

Nürnberg und Leipzig,
Verlag von Richter & Kappler.
1873.

Inhalt.

Drittes Buch.

Viertes Buch.

Drittes Buch.

„Ein adeliges Nest."

Hermann war noch nicht von einer gewissen Betäubung erwacht, seit er nach Himmelburg zurückgekehrt. Der unvermittelte Uebergang in gänzlich veränderte Verhältnisse verwirrte ihn vollständig. Bald nach seiner Ankunft verfiel er in heftiges Fieber, wozu das etwas tolle Leben in der Hauptstadt den Grund gelegt hatte. Auch genas er nicht vollkommen, verdorbene Säfte suchten nach Ablagerung. Zahlreiche rothe Flecken auf der Oberfläche der Haut und ein rascher Verlust der Haare machten es selbst für ihn schwer, sich noch als den schönen Himmelburg zu betrachten, nach dem die Frauen lüstern schauten.

Hermann fühlte wuchtig die Hand seines Bruders und den Zorn des Himmels auf sich lasten.

Er war zum schwarzen Schaf in der Familie geworden.

Noch matt, erhob er sich verdrossen, als die Glocken der Schloßkapelle das Zeichen gaben. Hermann wußte, daß er sich eine Rüge zuziehe, wenn er den Morgengottesdienst versäume, mit dem das Leben auf Schloß Himmelburg begann.

Der jüngere Bruder bewohnte ein Mansardenzimmer und besaß nur ein kleines Stückchen Spiegel am Fenster, um davor seinen Anzug zu vollenden.

Langsam und träge wusch er sich, dann blickte er ins Glas und fuhr mit Schrecken zurück.

Hermann hatte während der Nacht einen Vorderzahn verloren, die scharfen Fiebermittel, von einem unwissenden, ländlichen Arzt in unnütz starker Dosis gegeben, lockerten die Zähne — auch die übrigen erschienen angegriffen.

So war es denn mit der körperlichen Jugend vorüber.

Hermann sah sich einen Greis mit Vierzig.

Der Graf zog traurig alte Kleider an, er besaß einen großen Vorrath davon, fast schien

es, als seien sie niemals neu in seinen Besitz gelangt. Seit er die Uniform abgelegt, glich er überhaupt, ungeachtet aristokratischer Glieder und Gesichtszüge, einem Spießbürger.

Er sah nicht gemein aus, aber unmodisch und unelegant im höchsten Grade.

Zuletzt wand er noch ein dickes blauwollenes, weißgetupftes Tuch um den Hals und stülpte eine geschmacklose griechische Mütze, von der eine Goldtroddel herab bummelte, auf das kahle Haupt. Es war ein Geschenk seiner Schwägerin, die ihre Tage damit zubrachte, solche Mützen zu fertigen. Seit seiner Krankheit konnte Hermann nicht mehr den leisesten Luftzug am Kopfe ertragen.

So ausgerüstet schlarfte er nun über den Schloßhof nach der Kapelle, wie Jemand, dem es nie eilt und der sich auf nichts mehr im Leben freut.

Familie und Dienerschaft waren vollständig versammelt in der Emporkirche, unten im Schiffe befanden sich Landleute der Umgebung.

Das geräumige gräfliche Oratorium umfaßte eine alte Frau mit schlicht gescheitelten weißen

Haaren und nonnenhaft einfacher Tracht, die Gräfin Wittwe. Neben der Mutter lag der gewaltige Sohn auf den Knieen. Die Beiden hatten wappengeschmückte Lehnstühle hinter den Betschemeln. Drei junge Mädchen folgten darauf. Hermenegilde derb und gesund. Sie ließ die Augen keck wandern — auf all die hübschen Männer in der Kirche. Einerlei, ob diese die gräfliche Livree oder die Lodenjacke des Bauern trugen. Zugleich lag der Ausdruck unverkennbarer Dummheit auf dem frischen, nicht häßlichen Gesichte. Goldig blondes Haar, sanfte, feine Züge vollendeten den altdeutschen Madonnenkopf Mechtildens. Züchtig war das Auge gesenkt und mit schwärmerischer Gluth folgte das Mädchen der Ceremonie. Ludmilla dagegen vermochte kaum ihre Ungeduld zu zügeln, man sah, daß das lebhafte Geschöpf am liebsten davongelaufen wäre.

In zweiter Reihe stand der Erbgraf Hermann Werner. Er hatte den kräftigen Körperbau seines Vaters geerbt und die regelmäßigen, nicht unschönen Züge, welche gleichsam einen Familientypus bildeten; dabei aber erschien der

junge Mann aufgedunsen und gelblich bleich, unter den Augen zogen sich dunkle Ringe hin. Ueber Hermann Werner war ein Gifthauch gekommen — gleich dem die Pflanze überziehenden Mehlthau haftete ihm das Krankhafte an. Hager und steif, gelinde gelangweilt stand Johann neben dem Neffen.

Er dachte, daß der Schloßkaplan eigentlich das Latein ganz abscheulich ausspräche, ungeachtet reichlicher Gelegenheit hatte sich das Ohr des kritisirenden Menschen nie daran gewöhnt.

Nur die Gattin des Majoratsherrn, die regierende Gräfin fehlte. Kränklichkeit fesselte sie fast beständig auf ihr Ruhebett, doch hatte es des ärztlichen Ausspruches, der Ermahnung des Hausgeistlichen und sogar der Dazwischenkunft eines benachbarten Bischofs bedurft, ehe Graf Dietrich von Himmelburg einwilligte, daß seine Gemahlin vom Frühgottesdienste wegbleibe.

Vitus Horner las eine Jägermesse genau in zehn Minuten herab, sein Herr war ein ungeduldiger Herr!

Hermann traf gerade recht zu dem: Ite missa est! ein.

Der Majoratsherr wandte bei dem Geräusch den Kopf und warf einen zornigen, strafenden Blick auf den Schuldigen.

Hermann zitterte unter dem Grolle seines Bruders.

Unten packte Vitus Horner das Geräthe zusammen, dann neigte er sich tief vor dem gräflichen Patronatsherrn und verließ den Altar.

Dietrich reichte seiner Mutter den Arm und schritt an den Seinigen vorüber.

Bei Hermann hielt er und sagte strenge: „Du giebst den Kindern, der Dienerschaft und dem Volke ein schlechtes Beispiel.“

Der Gerügte nahm den Verweis schweigend und in demüthiger Haltung hin.

Die verwittwete Gräfin stieg in den vor der Kapellthür harrenden Wagen, um mit Johann nach dem von ihr bewohnten nahen Schlößchen Goldheim zu fahren.

Der Rest der Familie versammelte sich zum Frühstücke.

Die Gattin des Majoratsherrn richtete sich aus ihrer halbliegenden Stellung empor, sie überwand Trägheit und Körperschwäche, als

Dietrich eintrat, denn sie kannte ihn, hart gegen sich selbst und härter noch gegen Andere. Das Haupt der Familie schlürfte den Kaffee, zu dem ihm die Hausfrau geholfen, und las dabei ein ultramontanes Provinzialblatt. Die Uebrigen flüsterten leise ihn nicht zu stören.

Nach kurzem Verweilen erhob sich Dietrich, indem er seiner Frau die Hand reichte mit den Worten: „guten Morgen, Marie!"

„Willst Du mich nach dem Walde begleiten?" wandte er sich freundlich, wie er sonst mit Niemand sprach, an Hermann Werner.

Der Sohn erhob sich schweigend und ging hinter dem Majoratsherrn zur Thür hinaus.

Hermenegilde benutzte die Gelegenheit, unbemerkt zu entschlüpfen.

Nun kam an die Gräfin die Reihe zu tyrannisiren.

Sie war wieder in ihre halbliegende Stellung zurückgeschnellt und hielt in ihren zu weißen, blutleeren Händen eine häßliche Arbeit.

Die erschöpfte, gedrückte Frau von vorhin hatte sich in eine schwatzende Elster verwandelt. Es ermüdete ihr zuzuhören, wie sie einen

Schwall von Worten heraussprudelte, ohne Gedanken.

Der gewaltige Redestrom richtete sich an den Schwager.

Die ganze Familie fürchtete das Beisammensein mit ihr.

Hermanns blöde, blaue Augen wandten sich sehnsüchtig nach der Thür, während ihn seine Schwägerin mehr ansprach, als daß sie mit ihm redete. Doch wagte er es nicht, sich los zu machen.

Die hübsche Mechtilde saß still mit einer Näharbeit beschäftigt, Ludmilla zappelte auf ihrem Stuhl.

„Rühre Dich nicht!“ fuhr die Mutter sie zuweilen zornig an.

Endlich hatte sich die Gräfin matt gesprochen.

„Du kannst gehen, Hermann!“ sagte sie in verdrießlichem Tone.

Der Schwager küßte pflichtschuldigst die Hand, verneigte sich und eilte, froh der Entlassung, fort.

Die jüngste Tochter seufzte, wann würde für sie der Augenblick der Freiheit anbrechen?

Geduldig arbeitete Mechtilde weiter, sie gehörte der seltsamen Richtung an, die Selbstquälerei für verdienstvoll hält und — um Gottes Willen leidet.

„Ob wohl die Journale schon angekommen sind aus der Stadt?“ bemerkte die Gräfin nach einer ihrerseits mehrfach durch Gähnen unterbrochenen Pause.

„Gleich will ich nachsehen!“ rief Ludmilla und schoß wie ein abgedrückter Pfeil davon.

„Komme wieder!“ schrie ihr die Mutter in keifendem Tone nach.

Dies Gebot war gleich manchem andern bestimmt im Winde zu verhallen.

Ludmilla richtete ihren Auftrag aus, dann aber riß sie hastig einen runden Strohhut von dem Kleiderrahmen in der Vorhalle. Flüchtigen Schrittes lief sie den Schloßhügel hinab. Unten auf der Dorfseite balgten sich die Bauernkinder auf grünem Plane. Die junge Gräfin mischte sich sogleich darunter, sie besaß hier das köstliche Vorrecht, Püffe auszutheilen, ohne welche zu empfangen.

Graf Dietrich von Himmelburg hatte seinem

Erbsohne einen Hofmeister gehalten, welcher den jungen Grafen niemals aus den Augen lassen durfte. Alle natürlichen Triebe waren auf sorgliche Weise niedergehalten worden, der etwas linkische sittenstrenge Junge galt als musterhaft. Nur war die Blüthe der Jugend ihm rasch gewelkt, der kräftig angelegte Organismus mußte einen innern Feind beherbergen!

Also gelangte doch ein Wurm an die ängstlich behütete Frucht.

Für die Mädchen wurde nie ähnliche Sorgfalt verwendet. Der Schulmeister aus dem nahen Dorfe und der Schloßkaplan besorgten den Unterricht. Eine französische Mamsell hielt sich in Schloß Himmelburg auf und hatte, neben sonstigen wirthschaftlichen Verpflichtungen, auch den jungen Damen ihre Muttersprache beizubringen. Mädchen zählten, von Dietrich's Standpunkte aus, wenig. Sie waren nur dazu zu gebrauchen, standesgemäß verheiratet zu werden. Viel Wissen konnte den künftigen Gatten, die sicher selbst nicht gelehrt sein würden, nur unbequem fallen. Marie wußte auch äußerst wenig und erfüllte doch vollkommen ihren Zweck.

Daß Frauen minder gefügige Hausthiere wären, wenn sie geistig höher ständen, schwebte Dietrich dunkel vor. Er hatte mit den Männern seines Hauses genug zu kämpfen, um sie gänzlich unter seinem eisernen Willen zu beugen.

Demgemäß ließ er seine Töchter heranwachsen.

Ein Diener trug mittlerweile die eingetroffenen Journale in den Salon und brachte zugleich ein Glas Madeira mit Biscuit. Die Gräfin nahm ihre gewöhnliche Morgenstärkung ein, nachher fühlte sie Kraft genug mit großem Eifer die Modezeitung zu mustern. Häubchen und Kleiderbesätze wurden als wichtige Gegenstände behandelt.

Mechtilde seufzte leise, es drückte sie schwer, ihre kranke Mutter so weltlich, so an irdischem Tande hängend zu finden.

Eben befand sich die Gräfin verhältnißmäßig wohl, und sie beschloß, demnächst in die Stadt zu fahren, um dort selbst ein Kleid nach angegebener Weise zu bestellen.

Lila oder grün?

Die Frage schwankte lange, bis sie zur Entscheidung reifte.

Allmälig ermüdete die Gräfin auch diese Sache.

„Lies mir vor!“ befahl sie der Tochter und langte einen sorgfältig verborgen gehaltenen Band unter dem Polster ihres Ruhebettes heraus.

Das schlüpfrige Fabrikat von der Seine war verbotene Schmuggelwaare im Hause des glaubensstarken deutschen Edelmannes.

Während Graf Dietrich von Himmelburg den Rücken wandte, ließ sich seine Frau von ihrer jungen Tochter einen lasciven französischen Roman vorlesen!

Die ziemlich geschmackvoll verhüllten Stellen entgingen dem unwissenden, unschuldigen Mädchen in ihrer wahren Bedeutung, desto lauter lachte die Gräfin dazu. Endlos wand sich die Liebesgeschichte durch drei Bände, als ob die Menschen sonst nichts auf Erden zu thun hätten, als sich zu schnäbeln. Wenn nicht gerade eine Unanständigkeit vorkam, war es höchst langweilig.

Die Gräfin fiel auch in sanften Schlummer.

Mechtilde legte das Buch nieder und schlich sich hinaus. Sie wußte, daß sie jetzt ihre Mutter allein lassen durfte, bis die Kammer-

jungfer kam, ihre Gebieterin zu wecken und zum Diner anzukleiden.

Das junge Mädchen flüchtete in die düstere, gothische Schloßkapelle, dort wusch sie mit brünstigen Thränen, alle ihr aufgenöthigten irdisch-sündigen Gedanken ab.

Hermann war, froh seine langen Beine zu strecken, rüstig vorwärts gewandelt.

Bald kam das Schlößchen Goldheim in Sicht.

Der selten einen bestimmten Plan oder Zweck Verfolgende, dachte er könne jetzt seiner Mutter einen Morgenbesuch abstatten.

Gewöhnlich weilte abwechselnd einer der jüngern Söhne bei der Wittwe. Gegenwärtig traf es Johann.

Ein Schimmer von Freude verklärte das Greisenantlitz, als Hermann, der Lieblingssohn eintrat.

Niemand hätte wohl in der gebeugten, alten Frau mit dem schlichten Anzuge, welche grobe Strümpfe für die Dorfarmen strickte, die ehemalige Gräfin Franziska von Buchholz wiedererkannt, die berühmte Gunstdame Jerome's, damals König von Westphalen!

So wènig als man in dem gesunkenen Gatten der geistreichen Gräfin von Albany den edeln, von Heldenruhm umrauschten Jüngling Charles Edouard wiederfand, für den die Herzen gebebt bei Culloden.

Elegant, schön, gefeiert und von hinreichendem Verstande, um bei einem Hoffeste zu glänzen, hatte Gräfin Franziska von Buchholz längere Zeit den galanten Hof von Kassel beherrscht. Knirschend ließ sich der deutsche Edelherr die Theilung seiner Gattin mit dem korsischen Abenteurer gefallen. Aber er hieß damals noch nicht Graf von Himmelburg, das fette Erbe des Großvaters kam erst später.

Nachher brach der neue Thron zusammen und Franziska's Gatte war reich geworden — nun führte er sie nach Himmelburg und ihre Kinderschar wuchs. Erdrückt durch die Last der Familie, abgeschnitten von den Zerstreuungen, erlosch der schwache Funke von Geist im Innern der Gräfin. Die eitle Weltfrau wurde fromm. Das verhimmelnde Sehnen erwachte und das gute Werk wurde zur Lebensaufgabe, als Sühne für — die Sünde! Als tyrannischer Gebieter

hatte sich der Gatte ihrer Jugend gezeigt. Folgerichtig trat Graf Dietrich von Himmelburg in die Fußstapfen seines Vaters. Die alte Dame zitterte jetzt vor dem sie mit äußerer Ehrerbietung umgebenden Majoratsherrn, wie sie es früher vor dessen Vorfahren gethan hatte.

Es bildeten sich Parteien innerhalb der Familie.

Mit Dietrich hielt es Johann, er stand als Spion, Werkzeug und häufig auch Rathgeber dem Haupte des Hauses zur Seite.

Die Gräfin Wittwe liebte Hermann und Hermenegilde am meisten, sie standen ihr an Dummheit am nächsten.

Das Mädchen saß seit einer Stunde plaudernd bei der Großmutter, der Lieblingssohn kam hinzu.

„Sieh einmal, ob uns Johann nicht überraschen wird?" sagte die alte Gräfin nach freundlicher Begrüßung.

Vorsichtig nahte sich Hermann dem Zimmer seines Bruders, er war des Empfanges nicht ganz sicher.

Leise die Thür öffnend und mit vorgestrecktem

Kopfe überschaute er die Lage. Graf Johann von Himmelburg stand vor seinem Schreibpulte. Mächtige Folianten umgaben ihn. Urkunden, Pergamente und Papiere verschiedener Art lagen in genialer Unordnung im Zimmer umher.

Johann war in seine Aufgabe so vertieft, daß er das leichte Geräusch an der Thür gar nicht vernahm. Er arbeitete an einer urkundlichen Geschichte des Hauses Himmelburg. Mit irgend einem fabelhaften Ahnherrn beschäftigt, hatte er keine Zeit, sich um seine nächste Umgebung zu bekümmern. In gebührender Bewunderung des gelehrten Bruders und über eine Störung vollkommen beruhigt, kehrte Hermann zu der Mutter zurück.

„Begieb Dich nach dem Garten Hermenegilde," sagte die alte Gräfin.

Sie befand sich nun mit dem Lieblingssohn allein und die Augen der Mutter hafteten theilnehmend auf ihm. Sein langes Gesicht wurde täglich länger und schmäler.

„Manchmal dünkt es mir, armer Junge," versetzte die Wittwe, „Dietrich sei zu hart mit Dir verfahren."

Hermann antwortete nur durch einen Seufzer.

„Du könntest Dein eigener Herr sein und in mäßigem Wohlstande leben,“ fuhr die Dame fort, „wenn der Bruder nicht eingriff. Aber mit einer protestantischen Frau wärest Du doch wohl nicht glücklich geworden!“

„Schwerlich, Mutter!“

„Schade, daß sie nicht unserm Glauben angehörte, sie war ein gutes Geschöpf und liebte Dich hingebend!“

„Was ist Liebe!“ entgegnete Hermann, „Religion und die Ehre unseres Hauses sind allein Dinge, die wirklich zählen.“

„Du hast recht, mein Sohn, und doch dauert es lange, bis wir das Fühlen überwinden.“

„Ich bin unglücklich, weil ich nicht reich bin,“ bemerkte Hermann nach einer Pause, „bedenke meinen Stand und dazu Armuth!“

Dafür wußte auch die fromme Gräfin keinen Trost, all ihre himmelstürmende Ascese hatte sie noch nicht das Entbehren irdischen Besitzes gelehrt.

Bald hierauf verabschiedete sich Hermann.

Unten traf er Hermenegilde, die ihm zurief:

„Onkel, ich folge Dir in den Wald, erwarte mich bei der Buche mit dem Marienbilde!"

Hermann nickte zustimmend und ging in verdrossenem Schweigen weiter.

Am Saume des großen Himmelburger Forstes begegnete ihm ein schmucker Jägerbursche, der eine junge Vorstehhündin mit sich führte.

„Wie läßt sich Cora an, Joseph?" fragte Hermann den ihn ehrfurchtsvoll Grüßenden.

„Gut, Herr Graf, sie beginnt vor dem Wilde stille zu halten."

„Sahst Du meinen Bruder und Neffen nicht?"

Ja, die beiden Herren Grafen gingen nach Möllenhausen zu, die neuen Fuchsfallen zu besichtigen. Sie sprachen im Försterhause ein, als ich dasselbe verließ."

Hermann nickte dem Jagdgehülfen Entlassung zu und schlug eine Richtung ein, in welcher er erwarten durfte, dem Majoratsherrn nicht zu begegnen.

„Wie der trübselig aussieht," dachte Joseph, und er ist doch einer der Herren aus dem Schlosse, hat gutes Leben vollauf, ohne Arbeit."

Der Jägerbursche fuhr nach dieser Betrach-

tung in seinem unterbrochenen Gesange weiter fort.

Allmälig hob sich Hermann's gesunkene Haltung.

Er begann den flinken Eichhörnchen nachzublicken, wie sie die Baumstämme hinanliefen und von Ast zu Ast ihr munteres Spiel trieben. Unter den knorrigen Eichen suchte er nach Trüffel, die zur hohen Jagd gehörig, ehedem zu den Vorrechten der Herren zählten. Der Fährte manches Wildes folgte sein Auge.

Die verschiedenen Moossorten hatte er aufmerksam betrachtet, manchem Vogel im Wipfel gelauscht und die Durchforstung geprüft, als er eine Lichtung erreichte.

Von da aus führte ein schöner Waldweg an die Grenze des Himmelburger Forstes. Daran stieß, nur durch eine Kampe von wenig Morgen getrennt, das zur Horsten'schen Besitzung gehörige wogende, grüne Baummeer.

Am Rande desselben befand sich ein kleines Waldschlößchen im Rococostile.

Mechanisch, wie uns eine alte Erinnerung anzieht, nahm Hermann den Weg dorthin.

Anders war er vor Jahren darauf zugeschritten. Hoffnungsfreudig schlug ihm damals das Herz, sein Lied schallte ihn ankündigend voraus und lockte eine Dame auf den verschnörkelten kleinen Eisenbalkon zum Willkommen.

Zu jener Zeit war Hermann glücklich gewesen, er hatte sich nicht um mangelnden Glanz gekümmert, Liebe allein brachte das kurze Sonnenlicht in seinem Leben hervor.

Die Dame, die ihn oben erwartete, war älter als er, sie beherrschte ihn mit dem natürlichen Uebergewicht ihrer Jahre und durch überlegene Bildung. Hermann gehörte zu den ewig Unmündigen und ihre Führung war sanft. Der einfache, junge Mann trat wohlthuend ernüchternd in die Ueberspannung eines alternden Mädchens. Dem vielfachen, unnützen Wissenskrame, nie zu praktischem Zwecke verbraucht, wurde jetzt eine Bestimmung. Die Geliebte faßte den heldenmüthigen Entschluß, Hermann zu bilden.

Dort oben hatte er französische Vocabeln gelesen.

Es war doch eine glückliche Zeit, wenn ihm

auch dabei der Schweiß von der Stirn rann, sie lächelte und half freundlich.

Oft hatten die Verwandten Hermann zu Hause geneckt, daß er stets von der Jagd mit leeren Taschen heimkehre.

Inniger wurde die Liebe, süßer das Glück.

Plötzlich entdeckte Dietrich seines Bruders Geheimniß. Gewaltsam riß er die Vereinigten auseinander. Hermann vermochte nicht zu handeln als Mann — er weinte nur als Weib. Die Geliebte hätte vielleicht um seinen Besitz gekämpft, wenn er sie nicht selbst feige verließ.

Seitdem der schöne Traum zerstoben, war Hermann der matte, verdrossene Geselle von jetzt. Zu einer zweiten Liebe raffte er sich nicht empor, er kannte nur mehr die Befriedigung der Sinne. Aber auch dabei störten ihn eine knappe Börse, angegriffene Gesundheit und ein ängstliches Gewissen.

Des Bruders Machtgebot riß ihn vom Freudenleben in der Hauptstadt los und verbannte ihn in ländliche Einsamkeit.

Gerade heute trat das Sonst mächtig an Hermann heran, das lange vergessen schlummerte.

Er sank auf die Steinbank vor dem Schlößchen nieder — hier weilte er früher oft in lieber Gesellschaft. Ueberwältigt von Erinnerungen und müde bedurfte er wirklich der Rast.

So kam es, daß Hermenegilde ihren Onkel an der Buche mit dem Marienbilde nicht traf.

Aus dem grünen Dickicht nahebei trat ein schmächtiger, junger, vornehm aussehender Mann hervor. Artig grüßend kam er auf das Mädchen zu — es war wohl nicht das erste Mal, daß sie sich zufällig im Walde fanden.

Sie sprachen lange und eifrig. Er schien etwas zu fordern, was Hermenegilde nicht gewähren wollte. Endlich nahm er Abschied und entfernte sich mißmuthig.

Die Liebeswerbung wurde nachgerade Graf Balduin von Himmelburg sehr langweilig. Aber sie bildete einen nöthigen Schritt in der fatalen Erbschaftsangelegenheit. Nur durch die Hand einer der Töchter des gegenwärtigen Majoratsherrn ließen sich die schönen Güter seiner Linie wieder erwerben. Die Lage wies sich eben günstig, denn Freifrau von Rauhenzell und ihr Knabe kränkelten in zunehmendem Grade —

dann aber kam Hermenegilde an die Reihe. Andere Angelegenheiten riefen nun Graf Balduin ab und das Mädchen hatte noch nicht in seine Pläne eingewilligt.

Bei der Unterredung fand sich ein Zeuge anwesend.

Der Jägerbursche Joseph kehrte mit seiner Hündin nach dem Forsthause heim. Dabei kam er unfern der Buche vorüber. Die scharfen Augen entdeckten die Tochter seines Herrn mit einem fremden Manne.

Leise schlich Joseph heran, entschlossen, seiner jungen Dame zu Hülfe zu eilen, wenn dieser Unheil drohe. Unter den derben Fäusten hätte Balduin's Freierei ein jämmerliches Ende genommen. Doch gab der Jagdgehülfe alle feindlichen Absichten auf, als er den Grafen erkannte. Einige wohl angebrachte Goldstücke bewahrten den, der auf fremdem Gehege jagen ging, vor allen ihm vom Majoratsherrn zugedachten Unbilden.

Dessenungeachtet blieb Joseph auf seinem Lauscherposten.

Hermenegilde so blühend und Balduin so fahl!

Dem Burschen wurde seltsam zu Muthe.

Warum war sie auch die Grafentochter und nicht ein Mädchen für ihn!

Aus verfänglichem Traume rief Joseph die Stimme seiner jungen Dame wach. Hermenegilde kam durch die Büsche auf ihn zu.

„Begleite mich nach Hause!“ befahl sie.

Anfangs gingen die Beiden in gehöriger Reihenfolge, die Herrin voran, der Diener hinterher. Allmälig wandte Hermenegilde oft ihren hübschen Kopf plaudernd um, Joseph gelangte nach und nach an ihre Seite.

Es bestand so wenig Unterschied in der Bildung zwischen ihnen, daß sie ganz vergnügt zusammen sprechen konnten. Der Jagdgehülfe hatte sich äußerlich, durch den Verkehr im gräflichen Hause, verfeinert. Sein Hemd war rein, sein Rock saß schmuck, Haare und Zähne bekundeten Pflege. Gräfin Hermenegilde war in Fassungsgabe und geistiger Ausbildung auf dem Standpunkte eines einfachen Landmädchens verharrt.

Unwillkürlich wurde der Jadgehülfe, der ja Zeuge ihrer Zusammenkunft gewesen, und der

von Balduin gewonnen war, Hermenegildens Vertrauter.

„Vetter Balduin that heute den seltsamen Vorschlag, ich solle mit ihm fliehen,“ plapperte das Mädchen.

„Willigten Sie ein?“ fragte Joseph, entsetzt über seine eigene Kühnheit.

„Nein, dazu ist er viel zu häßlich,“ lachte das Mädchen.

Joseph wurde dunkelroth. Die klare Waldquelle, sein Stück Spiegel zu Hause und das freundliche Lächeln der Frauen hatten ihm oft genug verkündet, er sei keineswegs häßlich.

Möglich, daß Hermenegildens kecke, muntere Augen eben jetzt die nämliche Entdeckung machten, denn sie blickte scharf auf den Burschen.

„Aber warum treffen Sie dann doch Graf Balduin im Walde?“ fragte er zögernd.

Die alte Ehrerbietung kämpfte noch mit der neuen Vertraulichkeit.

„Weil es ein köstlicher Spaß ist,“ gab sie leichtfertig zur Antwort.

Das Gespräch erlahmte hierauf. Hermenegilde dachte an irgend eine Kinderei und Joseph

fühlte mit Macht die sonderbaren Gedanken von vorhin auf sich eindringen.

Schweigend erreichten sie den Saum des Waldes.

„Nun ist es gut, Joseph! ich kann jetzt allein gehen," sagte Hermenegilde, ihren Begleiter mit einer Handbewegung und freundlichem Nicken entlassend.

Sie lief auf das Schloß zu und erzählte dort, sie habe vergebens auf Onkel Hermann an der Buche mit dem Madonnenbilde gewartet. Wäre der Bestellte gekommen, dann ließ er sich leicht täuschen und die Sache ging gerade so vor sich. Zu einer Lüge reichte eben Hermenegildens kleinliche, weibliche Schlauheit aus.

Der Jagdgehülfe ging mit schwer gewordenem Herzen in den Forst zurück.

Unterdessen besann sich Hermann spät seines Rendezvous, er brach von seiner Bank auf.

„Ob wohl das Mädchen noch immer wartet?"

Mit der interessanten Frage beschäftigt schritt Hermann auf die Buche zu.

Plötzlich hörte er ein Rascheln am Boden und sah die Gestalt eines Mannes sich versteckt

durch die Büsche winden. Ohne Besinnen sprang er vorwärts, seine Bulldogge, Treue für den Erstgeborenen beweisend, indem er entschlossen auf einen vermeinten Feind von dessen Eigenthum vorging.

Der schmächtige Herr mit dem kleinen Spazierstöckchen widersprach freilich dem Verdachte eines Jagd- und Forstfrevels, an einen andern dachte Hermann nicht. So ließ er auch den ihm persönlich unbekannten Vetter ohne Frage oder Kränkung ziehen.

An der Buche fand Hermann Niemand.

Nun fühlte er sich wirklich erschöpft und bis zum Schlosse war es weit, das Mittagsmahl mußte vorüber sein, ehe er heim kam.

Lieber lenkte er die Schritte nach dem Forsthause, das Balthasar Meier, einer der Unterförster seines Bruders, inne hatte.

Dort auf der Bank in der Fensterecke, in Waldesdunkel und Kühle, ließ sich Hermann behaglich nieder. Ein saftiges Stück Wildbraten, begleitet von einer heilig geachteten Flasche guten Weines stand bald vor dem hochgeehrten Gaste. Der alte Jäger mit dem grauen Barte erzählte

Jagdgeschichten, die den Grafen unterhielten. Dabei wirkte das schnurrende Spinnrädchen der Greisin sanft einlullend, deren Knie ein niedliches, braunlockiges Kind umspielte. Später kam noch der schmucke Sohn der alten Leute heim und begann die wohlgehaltenen Waffen zu putzen.

Die holzgetäfelte Stube bot ein Bild reizenden Stilllebens.

Hermann wurde es wohl. Hier hinein schien der Zwiespalt seines Lebens nicht zu reichen. Da herrschte friedliche Genüge. Im Forsthause des Himmelburger Waldes war Hermann nicht der arme Graf, sondern der Sohn eines Geschlechtes, in dessen Diensten die einfachen Menschen ergraueten. Es befand sich auch kein Majoratsherr und kein besserwissender Bruder zugegen, welche ihn immer einschüchterten.

Endlich brach er, wenn auch ungern, auf.

Gestärkt und erfrischt schlug Hermann einen der schönen Waldwege ein, die strahlenförmig den Forst durchschneidend am Jägerhause endigten, das ehedem ein Jagdpavillon gewesen war, zur Zeit, als die Himmelburger Grafen den Hirsch noch zu Pferde hetzten.

Rüstigen Schrittes durchwanderte Hermann den grünen Forst, in leichter und froher Stimmung, wie seit lange nicht mehr.

Der Wald hatte ihn geheilt.

Im Schlosse ging der Abend in gewohnter, langweiliger Weise vorüber. Die Damen zogen sich frühzeitig zurück. Die Herren rückten näher zusammen, mit ihren Gläsern und Flaschen.

Der Keller der Himmelburger Grafen war gut bestellt. In grünen Römern perlte der edelste Wein des Rheines. Aus langen Thonpfeifen rauchten sie feinen holländischen Knaster dazu.

Der Majoratsherr geruhte seinem Sohn und Bruder sein politisches Programm zu enthüllen. Er redete sie feierlich in der nämlichen Weise an, als er bei der nächsten Versammlung des neu gegründeten conservativen Vereins zu thun gedachte.

Sehr kurzweilig war die Sache nicht.

Zwar hörte Hermann Werner mit der eines Indianerhäuptlings würdigen Fassung zu, aber der ältere Hermann begann sanft einzunicken, was sich nach einem in frischer Waldluft und

unter starker Bewegung verlebten Tage leicht erklärte.

Plötzlich schienen die Posaunen des Weltgerichtes in den süßen Schlummer zu tönen.

Was er eigentlich gehört hatte, wußte der niemals klare Hermann auch nachher nicht, als er wieder sich vollkommen wach fühlte.

Er bemerkte nur, daß sein Bruder, wie von Fieberfrost geschüttelt, sich an der Tafel hielt, um nicht umzusinken. Hermann Werner lag am Boden ausgestreckt und ein großes schwarz-seidenes Tuch deckte seinen Kopf zu.

Hatten die Beiden sich über Politik gestritten und der Vater den Sohn niedergeschlagen? War Hermann Werner vom Hochheimer überwältigt worden?

Diese unwahrscheinlichen Vermuthungen drängten sich Hermann gleichzeitig auf.

Doch ehe er Zeit zu weiterm Besinnen gewann, nahm er wahr, wie Dietrich den Sohn sorgsam von der Erde hob. Jetzt wankte der starke Majoratsherr unter der Last des kräftigen jungen Mannes dahin.

„Schweig gegen Jeden, leuchte, öffne und schließe die Thüren!“

So herrschte Dietrich seinen Bruder an. Kurz kamen die Worte aus den heißen, wie krampfhaft geschlossenen Lippen. Mechanisch wurde das Gebot des Familienhauptes vollzogen.

In Hermann Werners Zimmer angekommen trug der Graf seinen Erbsohn aufs Bett.

Dort lag dieser noch immer leblos, das Gesicht sah gelblich bleicher als sonst aus, die Ringe um die Augen erschienen dunkler und tiefer.

Der Vater hatte die Verhüllung vom Haupte des jungen Grafen genommen, Hermann beleuchtete erstarrt die unheimliche, nächtliche Scene.

Stier folgten seine Augen der zur drohenden Geberde ausgestreckten Hand des gefürchteten Bruders.

Der Majoratsherr deutete auf den Bewußtlosen.

„Sieh hier die Strafe unserer! Deiner Sünden!“ rief er zornig.

„Die Mönche von Maria-Schnee.“

Am folgenden Tag bezog Hermann das Zimmer neben dem Erbgrafen, theilweis eingeweiht in das Geheimniß des seltsamen Zustandes, wurde er seines Neffen Diener, Hüter und Wärter. Bald zeigte sich indessen, was er unter Zwang, als Sühne seiner Fehltritte übte, als unerträgliche Last.

Hermann Werner genas rasch, aber der Onkel begann zu siechen.

Tagelang irrte Hermann im Walde umher, dem Verkehre mit Menschen ging er scheu aus dem Wege. Auch der grüne Forst vermochte die krankhaft darniedergedrückte Seele nicht wieder zu erheben. Die düstern Eindrücke von daheim walteten vor.

Hermann war in die hypochondrische Stimmung gerathen, in welcher ein entschlossener Mensch nach der Pistole greift, um der Geschichte ein Ende zu machen. Schwachnervige Menschen quälen dann ihre Umgebung und werden aller Welt zur Last.

Der überall hin abhängige Hermann durfte sich den Luxus übler Laune nicht gestatten. Seine eigenthümliche Lage gebar das finstere Gespenst der Weltentsagung.

Freilich hatte er als ein Mensch, der weder mehr recht jung, noch gesund, noch wohlhabend war, der kaum einen Platz auf Erden besaß, auf blutwenig zu verzichten. Doch giebt es gewisse natürliche, unveräußerliche Menschenrechte, die zu opfern dünkte ihm verdienstvoll.

Wenn Hermann den Sicherheitskordon um den Erbgrafen verstärken half, wenn er den Neffen vor den Folgen des Uebels beschützte, so übte er nur Menschendienst — Gottesdienst geht darüber.

Die beiden Brüder begegneten sich unter den Thorbogen von Schloß Himmelburg. Der Ma-

joratsherr hatte eine Flinte umhängen und einen Hund bei sich.

„Wohin Hermann?“ fragte er.

„Nach Maria Schnee,“ lautete die Antwort des jüngern Grafen von Himmelburg.

„Ich werde auch dorthin kommen, nach der Jagd,“ bemerkte Dietrich gleichgültig.

In Hermann's Besuch des unter besonderm gutsherrlichen Schutze und in hoher Gunst stehenden Kapuzinerklosters, sah er nichts Verfängliches.

Hermann schmunzelte schlau vor sich hin, während sein Bruder rüstig dem Walde zuschritt — diesesmal konnte doch für Dietrich etwas sehr Unerwartetes in Maria Schnee zusammengebrauet werden!

Der Sklave rächte sich an seinem Tyrannen, indem er ihn betrog. Der Triumph des ehemaligen Kavallerieofficiers, die dadurch erzeugte Lustigkeit, nahmen wirklich etwas dem Gebahren der Blödsinnigen Eigenes an.

Bei raschem Gehen erreichte er nach Ablauf einer Stunde die einsam liegenden, niedern Gebäude des Kapuzinerklosters. Es befand sich in ziemlicher Entfernung vom nächsten Dorfe. An

der Vorderfronte hin lief ein kleiner Bach. Vor der darüber führenden Brücke waren die gewöhnlichen mystischen Zeichen angebracht, welche auf die Passion Christi Bezug haben. Eine ansehnliche Kirche erhob sich in der Mitte. Die beiden Seitenflügel bildeten die Wohngebäude des Convents. Was zum Betriebe großer Wirthschaft nöthig, war in Quadrate angebaut. Aus dem Klosterhofe führte eine Pforte nach dem gleichfalls ummauerten Garten. Dahinter ragten niedrige, mit Eichen bewachsene Hügel empor.

Lautlose Stille umfing den Wanderer.

Er trat aus der eigenthümlich anmuthenden ländlichen Umgebung in die feuchtkalte Hausflur.

Hermann zog entsetzt seinen Rockkragen in die Höhe, während er dem Pförtner das Anliegen mittheilte, den Pater Guardian zu sprechen.

„Wollen der Herr Graf nicht einstweilen im Hofe auf und ab gehen?" versetzte der Layenbruder, bevor er sich zur Meldung entfernte.

Hermann befolgte den Rath und floh eilig vor seinem alten Feinde, dem Rheumatismus, nach dem sonnigen Raum zwischen den Baulich-

keiten. Der Klosterhof wäre freundlich gewesen, wenn ihn nicht einige häßliche Heiligenbilder entstellten.

Ein junger Mann streifte unbeachtet an Hermann vorüber. Erst beim Morgengruße des Ersteren heftete sich der blöde Blick des Grafen auf Ernst. Geisterhaft bleich leuchtete das schöne Gesicht aus den braunen Locken hervor. Müde und gebrochen erschien die Haltung des Jünglings.

Es trieb Ernst zu keiner Mittheilung gegen Hermann, abgespannt ging er nach dem Garten zu mit dem Breviere. Auch der Besuch hielt den Klosterzögling nicht auf und hatte ihn nichts zu fragen.

Daß Ernst binnen kurzem unter körperlich-geistigen Leiden erliegen müsse, fiel Hermann nicht bei, es kümmerte ihn sogar keineswegs. Auch dünkte ihm eben jetzt ungleich wichtiger, als alle Zukunftsfragen des Schützlings seines Bruders, das Reißen und Dehnen, wie er es nun doch im Nacken empfand.

Bald nachher erschien der Bote, Graf Hermann von Himmelburg zum Guardian berufend.

Pater Albert rückte den bequemsten Sitz in seinem bescheidenen Zimmer zurecht für den Bruder des hohen Gönners seines Convents.

Klug und freundlich ruhten die Augen des Guardians auf dem Gaste.

„Hatte Graf Hermann ihn blos mit einem Besuche beehrt, oder führte ihn ein besonderes Anliegen her?“

So fragte der Mönch, eine Weile vergeblich des Einganges harrend.

„Ich komme mit einer Bitte, Hochwürden,“ stotterte endlich der Angeredete.

„Gern stehe ich zu Diensten!“

Doch leicht wurde eben die Mittheilung nicht. Hermann brachte viel ungeschickte Worte vor, mühsam suchte sich Pater Albert den Sinn zusammen.

„Sie meinen Herr Graf,“ faßte der Guardian die verwirrte Rede in klaren Ausdruck, „ob der Anblick eines Leidens uns die Nichtigkeit aller zeitlichen Güter lehrend, den rechten Beruf zum Mönchsstande verleihe.“

„So ist es!“ rief Hermann, bedeutend erleichtert durch die Hülfe.

„Die Legende bewahrt uns manches ähnliche Beispiel, so floh Franz Borgia, Herzog von Kandia, von der entstellten Leiche der schönen Kaiserin Isabella in die stille Zelle."

„Nun ja, ich will es halten wie Borgia!"

Pater Albert bekämpfte ein leichtes Lächeln, dieser Mann hier, glich dem feurigen Spanier durchaus nicht.

„Herr Graf," entgegnete der Guardian bedächtig, „es bieten sich Ihnen viele andere, Ihrem hohen Stande angemessene Berufsarten. Auch können Sie auf Schloß Himmelburg des Guten leisten."

„Ich ertrage das Elend zu Hause nicht länger!"

„So dachte ich es mir! Sie wollen die von Gott über Sie verhängte Prüfung fliehen und Leiden auf sich nehmen, die Ihnen, weil unbekannt, geringer dünken. Der freudige Beruf, dessen wir bedürfen, fehlt, Herr Graf."

„Mönch will ich werden," versetzte Hermann dumpf.

„Weiß Ihr Herr Bruder um diesen Entschluß?"

„Nein!“

Die Antwort kam zögernd.

„Sie erwarten doch nicht, daß ich Ihnen hinter dem Rücken des Majoratsherrn unser Haus öffne?“

Unmuthig langte Hermann nach seinem Hute.

Indessen verließ der so Abgewiesene das Kloster von Maria Schnee durchaus nicht. Kaum war er des ihn höflich hinaus begleitenden Guardians ledig geworden, als er rasch in eine Zelle huschte.

Der Bewohner derselben geberdete sich heftig, er sprach laut, seine Augen rollten wild. Pater Athanasius hatte über den Bollandisten sich die Einbildung erhitzt. Er wollte nun versuchen, in Wirklichkeit aufzuführen, was er so oft beschrieben gelesen. Eben jetzt memorirte er eine seiner von dem Landvolke so bewunderten Predigten. Ein wahrer Höllen-Breughel malte er Tod, Gericht und Verdammniß.

Mitten in seinen wilden Ausrufungen brach Pater Athanasius ab, als er den Eintretenden wahrnahm.

Mit blöder Bewunderung glotzte Hermann den halbverrückten Mönch an.

„Störe ich?" fragte er fast ängstlich, von dem eigenthümlichen Gruseln der Mystik befallen.

„Gesegnet sei Ihr Eingang, Herr Graf, er ist eine hohe Ehre," erwiderte Pater Athanasius.

Der Tagelöhnerssohn war ungeachtet seiner Ueberspannung den Eindruck nicht los geworden, den ihm jedes Mitglied des reichen Grafenhauses erzeugte.

Hermann begann auch hier wieder seinen Bericht, doch fand er andere Aufnahme als vorhin.

Der Mönch wurde nicht müde, verschiedene Fragen an seineu Besuch zu richten.

„Vollkommen billige ich Ihren Vorsatz," schloß der Kapuziner, „durch stille Zürückgezogenheit sich der Versuchung zu entziehen, doch empfehle ich Ihnen dieses Haus nicht dazu, weil dessen Wächter und Hüter Laue sind. Auch ich werde bald meine Lenden umgürten und den Staub von meinen Füßen schütteln, als Zeugniß wider sie!"

„Hochwürdiger, nach Maria Schnee könnte ich ohnedies nicht, der Guardian ist dawider und verweigert mir die Aufnahme ohne meines Bruders Einwilligung.“

„Hm! Der unser geistlicher Vater und Führer sein soll, stellt sich zwischen den reuigen Sünder und die Gott wohlgefällige Buße. Ich fürchte! ich fürchte, das Maß unseres Vorstandes ist nahezu gefüllt! Daß der Herr Graf Dietrich von Himmelburg zustimme sei meine Sache.“

„Am liebsten würde ich gar nicht mehr ins Schloß zurückkehren, sondern sogleich mich von hieraus nach dem einsam im Himmelburger Forste gelegenen Jägerhause begeben. Dort will ich Niemand von den Meinigen sehen und keinen andern Ort als die Kirche besuchen.“

„So recht Herr Graf, zerreißen sie alle Bande des Fleisches. Daß Ihnen das Nöthige in Ihr stilles Asyl gesandt werde, will ich besorgen. Sie lesen dann zur geistlichen Uebung das Leben der Heiligen und des vortrefflichen Görres Mystik, der Weg zur Reinigung und Heiligung ist — Meditation!“

Wieder vermochte Hermann Pater Athanasius

Worten nicht ganz zu folgen, aber eben der ihm unverständlich bleibende Theil vermehrte die naive Bewunderung.

„Nehmen Sie, Herr Graf!“

Der Mönch langte einen Band aus seinem Büchergestelle, dessen Inhalt leicht das schwache Fünkchen Vernunft, welches Hermann besaß, verlöschen konnte.

„Wie Ihr erhabenes Haus eine Leuchte des Glaubens ist,“ fügte der Kapuziner hinzu, „so sind Sie bestimmt, ein Licht der Kirche zu werden.“

Daß er in irgend etwas ein Lumen sei oder werden könne, hatte Hermann bisher noch Niemand gesagt. Erst zerknirschte ihn das mystische Gewäsch, nun hob ihn die Verheißung.

Graf Hermann von Himmelburg beugte sein Knie vor dem geistlichen Führer, dieser murmelte die üblichen Segensworte und sie trennten sich.

Der Candidat künftigen Mönchthums schlug sofort den Weg nach dem einsamen Jägerhause ein, ohne auch nur seiner alten Mutter, die er vielleicht nie wieder sah, Lebewohl zu sagen.

Am Rande des Waldes bemerkte Hermann, wie sein ältester Bruder heraustrat und die Richtung von Maria Schnee nahm. Die Begegnung zu vermeiden verbarg er sich rasch hinter den Bäumen, ehe ihn der Majoratsherr noch gewahrte.

Dietrich schritt mit umwölkter Stirn vorwärts, auch auf ihm lastete der Druck unnatürlich gespannter Verhältnisse, nur versuchte er seinem Charakter gemäß Lösung. Menschen, Zustände, die Vorsehung selbst, alles sollte sich seinem Willen beugen.

Erstaunt empfing Pater Albert an dem Tage den zweiten Besuch eines der Herren aus dem Schlosse. Anfänglich meinte der Guardian, Dietrich habe seines Bruders Absicht erfahren und spreche deshalb vor. Aber schon des Majoratsherrn Anrede benahm ihm diesen Glauben.

„Ich komme wegen des Knaben,“ begann jener in seiner kurzen, energischen Weise, „wann spricht er die bindenden Gelübde aus?“

„Dazu hat es wohl keine Eile, Ernst ist so jung,“ entgegnete Pater Albert ausweichend.

„Sie irren, ich wünsche die Sache rasch abgeschlossen.“

Der Ton machte den Zuhörer stutzig.

„Herr Graf,“ sagte der Guardian ruhig aber fest, „bevor ich die Ueberzeugung erlange, daß Ernst vollkommen reif dazu sei, lasse ich ihn das Kleid des hl. Franziskus nicht anlegen.“

„Sie wissen, daß ich meine Hand von dem Knaben abziehe, wie er nicht Mönch wird, gab er Zeichen von Empörung?“

„Nein, Herr Graf, er beugt sich eher allzuwillig. Der Jüngling ist auf dem besten Wege ein Kopfhänger zu werden und solche können wir nicht brauchen. Ich sprach mit ihm und ermahnte ihn väterlich, sein gesunkenes Vertrauen vermochte ich nicht zu heben, seinen Muth nicht zu beleben. Fürwahr, wäre Ernst nicht allzu zart, zu fein und vornehm, so würde ich versuchen, ihn bei einem ehrlichen Handwerke unterzubringen.“

„Das darf nicht sein!“ schrie hier der Majoratsherr, der während Pater Albert's Rede schon ungeduldig gewesen, auf, „Ernst muß verschwinden!“

Das klare Auge des Mönches, fragend nach ihm aufblickend, brachte diesesmal einige Verwirrung in Dietrich hervor.

„Er ist ein Kind der Sünde! für ihn giebt es keinen Platz in der Welt,“ murmelte der Majoratsherr mit nachgrollendem Zorne.

„Herr Graf, ich frage nicht nach eines andern Menschen Geheimnissen, jeder hat an der eigenen Last zu tragen, doch wünsche ich, Sie nehmen mir die Verantwortung mit Ernst ab.“

„Ich kann es nicht, guter Pater Albert, entbürden Sie mich von der einen Last. Sie wissen nicht, wie zuweilen Alles um mich zu wanken und zu brechen scheint. Der Boden selbst, auf den ich trete, schwankt unter mir. Die Hand des Herrn ruht schwer auf Himmelburg.“

„Tragen Sie das Geschick mit Ergebung, Herr Graf, persönlich ist Ihr Lebenswandel so rein, daß Ihnen das hohe Gut des innern Friedens nicht fehlen kann.“

Der kurze Augenblick der Entmuthigung war vorüber, mit Anstrengung seines Willens hatte der Majoratsherr die niedergedrückte Stimmung abgeschüttelt.

„Darum handelt es sich nicht!“ rief Dietrich sich fassend. „Bedenken Sie, daß ich von Gott zum Haupte meines Hauses gesetzt bin und als solches zu wachen habe. Pater Athanasius soll Ernst den rechten Beruf zum Mönchsstande beibringen.“

„Gerade jener ist es, dessen übeln Einflusse ich des jungen Mannes Schwermuth zuschreibe. Athanasius selbst befindet sich auf falschem Wege, es gebricht seinem irrenden Feuereifer die zu allem menschlichen Werke nöthige Klugheit. Ich werde mich gezwungen sehen, ihm das Wort zu entziehen, wenn er sich in seinen Predigten nicht mäßigt und fortfährt uns Feinde zu erwecken, ja sogar die Obrigkeit anzutasten wagt.“

„Sie sind für das Nachgeben, Hochwürden,“ bemerkte Dietrich geringschätzig, „für die mildere Meinung. Glauben Sie denn, daß die Kirche dadurch gesunde, daß sie sich Glied um Glied verstümmeln lasse?“

„Ich weiß nur was möglich und recht ist,“ entgegnete Pater Albert sanft, „die Lenkung steht bei Gott.“

„Haus Himmelburg wird von mir nach an=

dern Grundsätzen regiert," versetzte der Majoratsherr stolz, „da muß brechen, was nicht biegen will."

Hierauf erhob er sich.

Dietrich suchte, gleich seinem Bruder, Pater Athanasius auf und kam mit diesem, gleich Hermann, vollständig überein.

Nachdem der Kapuziner des hochgeborenen Gönners Befehle mit gebührender Demuth hingenommen, hatte auch er zwei Anliegen vorzutragen. Beide wurden gewährt. Das erste betraf Graf Hermann's Zurückgezogenheit. Es stieß anfänglich auf einigen Widerstand. Hermann war ein nützlicher Hausdiener, schwer würde man ihn missen und dann sollte keiner der Seinigen einen Entschluß fassen ohne das Familienhaupt. Der trotz seiner Tollheit schlaue Mönch ließ daß magische Wort „Sühne" fallen, womit Dietrich abergläubige Vorstellungen verband.

Die zweite Bitte fand leichte Erhörung.

Pater Athanasius suchte um Ueberlassung einer innerhalb des Himmelburger Forstes ge-

legenen, halb verfallenen Einsiedelei nebst Kapelle nach.

„Die Baulichkeiten sollen hergestellt und dann Ihnen übergeben werden,“ erwiderte der Majoratsherr gnädig. „Auch werde ich Sie besuchen, sobald sie eingezogen sind,“ fügte er hinzu.

Tief und demüthig neigte sich der angehende Heilige vor dem mächtigen Gönner.

Als Pater Athanasius wieder allein war, blieb er noch lange den Kopf auf die Hand gestützt in wirren Träumen verloren.

Plötzlich erhob er sich und suchte Ernst auf.

Der Jüngling ging schwermüthig im Klostergarten hin und her. Diese zur mechanischen Beschäftigung gewordene Gewohnheit war es vielleicht, was Ernst vor Erkrankung rettete. Er brachte, von dem Guardian mit keiner Aufgabe belastet, den ganzen Tag im Freien zu.

„Die Disciplin hier im Hause ist zu lax, mein Sohn.“

Hohl klangen die Worte aus der Brust des Kapuziners.

„Sie ist es Hochwürden,“ wiederholte Ernst.

Die Stimmen in seinem Innern zu übertäuben, bedurfte es stärkerer Mittel, als man hier anwandte. Ernst glich dem Kranken, welcher die Moxa ins Fleisch brennen läßt, um einen verborgenen Schmerz zu überwältigen.

„Unser Guardian geht die breite, bequeme Heerstraße,“ fuhr der Mönch fort, „die leitet nicht zum Himmelreiche. Eng und steil ist der Pfad der Auserwählten. Ich werde binnen Kurzem das Leben der Anachoreten beginnen. Der edle Graf Dietrich von Himmelburg überläßt mir eine stille Zelle in Waldeinsamkeit.“

„Nehmen Sie mich mit! Pater Athanasius,“ flehte Ernst und seltsame Gluth flammte dabei in seinen schönen Augen auf.

Das war es, was der Mönch gewollt, er lächelte zufrieden.

„Vater ich habe gesündigt!“

In wiefern ein Mensch in dem Kreise, aus welchem er ausschied, vermißt wird, mag unter Anderm einen Maßstab seines Werthes abgeben. In Schloß Himmelburg empfand man Hermann's Abwesenheit nur deshalb, weil er zu einer Menge von Aufträgen und Dienstleistungen fehlte.

Schon länger als einen Monat weilte Hermann im Jagdhause.

Unten in der Wohnstube wurden sonderbare Töne laut, fast schien es, als solle die Decke herabkommen.

„Der scheuert wieder oben,“ bemerkte Frau Maier seufzend, „wenn der Herr Graf nur mich machen ließe, ungeachtet des Gepolters sieht es bei ihm aus, daß man sich fürchten möchte.“

Der alte Förster fuhr, unbeirrt durch den rasenden Lärm über seinem Haupte, in einer begonnenen Arbeit fort. Er erwiderte auch nichts auf die Bemerkung seiner Frau, welche mit echt weiblicher Unvernunft die mannichfachsten Vortheile durch ihren Gast genießen wollte, aber über jede von ihm hervorgebrachte Störung sich empörte.

Nach einiger Zeit wurde es droben ruhiger, ein niedliches kleines Mädchen kam athemlos gelaufen.

„Großmutter!" schrie sie, „der Herr Graf nahm eine von Deinen zum Trockenen aufgehängten Schürzen vor und putzt nun seine Stiefel."

Marie wurde von der Alten als Spion ihres Einwohners verwendet. Jede seiner absonderlichen Handlungen berichtete sie sogleich.

Die Försterin sprang zornig auf, sie wollte Einwendungen erheben wegen des gemißbrauchten Kleidungsstückes.

„Gieb Dich zufrieden Frau," sagte Balthasar Maier gebieterisch, „wir setzen dem Herrn Grafen für den Fetzen zweimal so viel auf die

Rechnung, als der Werth beträgt. Uebrigens, wenn Graf Hermann nicht einen Sparren im Kopfe hätte, konnte es ihm nie einfallen, Schloß Himmelburg mit unserer Waldhütte zu vertauschen."

„Es kann aber nicht so fortgehen, er kehrt uns das Unterste zu oberst!"

Der Förster ließ auf diesen Einwurf seiner Frau nur ein philosophisches Bah! vernehmen.

„St!" fügte er gleich darauf hinzu, „ich höre Tritte auf der Treppe, er kommt herab!"

Hatte Hermann schon auf Schloß Himmelburg alte Kleider getragen, so bediente er sich nun in der Waldeinsamkeit des Aeltesten unter dem Alten. Nichts fand sich an ihm, was nicht in einer Trödelbude am Platze gewesen wäre.

Auch an der Person zeigten sich Spuren von Verwilderung. Der Bart wuchs wirr durcheinander, die dünnen spärlichen Kopfhaare hingen ungebührlich lang herab. Es bedurfte für Hermann äußerst kurzer Zeit, um den civilisirten Menschen abzulegen.

Wortlos schlang er die ihm vorgesetzte Morgensuppe hinab, dann brach er in den Wald auf.

Hermann hatte keine Flinte bei sich, er streifte blos plan- und ziellos umher. Wie er die langen Stunden hinbrachte im Forste, schwer wäre es zu bezeichnen gewesen, weder Thaten noch selbst Gedanken füllten sie.

Gegen Abend kehrte Hermann nach Hause zurück, seine Hauptmahlzeit einzunehmen. Er aß viel und trank dem entsprechend. Wäre er nicht so gänzlich weltunläufig gewesen, dann hätte er wissen müssen, daß zahmes Geflügel, Fische, feine Gemüse und Wein, nicht im Himmelburger Forste wuchsen.

So befriedigte er in seiner Stumpfsinnigkeit die eingebildeten Bedürfnisse eines jeder Selbstbeherrschung baren Menschen, während er in niedern mechanischen Verrichtungen ein Verdienst erblickte.

Nach Tisch, in duseliger Stimmung, wurde die Lampe angezündet und das von Pater Athanasius geborgte Buch herbeigeholt.

Allmälig bemächtigte sich dann eine nervöse Erregung des sonst so schlaffen Menschen. Er las von Dämonen, von Kämpfen der Heiligen mit ihnen und von ekstatischen Frauen, all der bunte Wunderkram tauchte vor ihm auf.

Immer tiefer las sich Hermann in seinen Rausch, der logische Zusammenhang der Causalgesetze zerriß, gute und böse Geister trieben ihr neckisches Spiel. Er fühlte sich mitten in dies spukhafte Treiben hineingezogen.

Eigenthümliches Kratzen an der Thür schreckte Hermann empor. Kam Satanas in höchst eigener Person, ihm einen Besuch abzustatten? Erschien eine alte Hexe ihn gleich dem hl. Antonius zu prüfen?

Physisch feig war Hermann nicht eigentlich, entschlossen erhob er sich, den Kampf zu bestehen. So riß er die Thür auf.

Es war nur ein hübsches, braunes, dreijähriges Kind, noch wurde Hermann himmlischer Gesichter nicht gewürdigt, auch dünkte er wahrscheinlich dem Fürsten der Finsterniß nicht hinreichend bedeutend, um ihn mit Versuchungen zu quälen.

Der kleine Gast wich erschreckt vor dem stieren Blicke zurück. Weil aber Hermann ohne Worte wieder zum Tische ging, faßte Marie Muth, ihre Besichtigung zu vollenden. Die Kleine bemerkte, daß er ruhig fortlas, sie stö=

berte umher, eine Frucht oder sonst eine ihr angenehm dünkende Beute des Waldes zu finden, dann schlich sie wieder still durch die von ihr sorglich nur angelehnt gelassene Thür hinaus.

Unten in Sicherheit schüttelte das Kind sein lockiges Köpfchen.

Auf der Großmutter hastige Frage: ob Graf Hermann das Haus nicht in Brand setze, antwortete Marie — nichts!

Hierauf streckte sie sich auf ihren Füßchen in die Höhe, bis sie das Ohr der sitzenden alten Frau erreichte. Geheimnißvoll leise flüsterte das Kind, indem es den Finger an die Stirn legte:

„Großmutter, ich glaube es ist hier mit ihm nicht recht richtig, er hat mich so seltsam angeschaut.“

Die Enkelin der Förstersfrau hatte recht.

Weilte Graf Hermann von Himmelburg noch länger im Walde, so war er aller menschlichen Wahrscheinlichkeitsberechnung gemäß in nicht allzu ferner Zeit ein Narr, oder ein Heiliger.

Zu beidem besaß er Anlage.

Ueberhaupt schien sich der Himmelburger Forst mit Narren bevölkern zu wollen.

Das einsame Jagdhaus hatte Nachbarn erhalten. Die verfallene Eremitage, einen Büchsenschuß nur entfernt, war nothdürftig hergestellt und von einigen frommen Männern bezogen worden.

Pater Athanasius kam mit Ernst, mehrere Gleichgesinnte schlossen sich ihm an.

Im eifrig katholischen Lande bildeten die neuen Anachoreten ein Ereigniß. Die ländliche Bevölkerung, die vox populi, erklärten sie rasch zu Heiligen, reiche Spenden wanderten zu diesen Boten des Heiles. Der Gottesdienst der kleinen Waldkapelle wurde von nah und fern gleich einem Wallfahrtsorte besucht. Pater Athanasius richtete eine Madonna auf, welche eine gefährliche Concurrentin des berühmten Gnadenbildes zu Maria Schnee zu werden drohte.

Der gute Guardian, ein wenig besorgt um seine Heilige, und auch weil er sich im Rechte befand, ließ nicht nach in bescheidenen, aber festen Einreden gegen das ungesetzliche Beginnen mehrerer Mitglieder seines Klosters, die Filiale

ohne Erlaubniß gegründet, sich vom Mutterhause gänzlich losgesagt zu haben.

Pater Albert wandte sich mit seinen Eingaben an geistliche und weltliche Obrigkeit.

Seltsam, daß er bei der ketzerischen Regierung zuerst Erhörung fand!

Ein Commissär erschien zur Prüfung der Sachlage.

Nun trat Graf Dietrich von Himmelburg inzwischen. Er hatte auf seinem Grunde und Boden den frommen Vätern einen Zufluchtsort errichtet — sie waren seine Gäste.

Dabei ließ es die Regierung beruhen. Die geistlichen Vorgesetzten zeigten sich starrer, indessen drohte ein Competenzstreit derselben untereinander die Sache in die Länge zu ziehen. Der Bischof erließ mittlerweile eine Rüge an Graf Dietrich von Himmelburg, und gab ihm unter Androhung geistlicher Strafen auf, dem ungesetzlichen Beginnen der Mönche keinen Vorschub zu leisten.

Der Majoratsherr, das mächtige Haupt der ultrakatholischen, ultraconservativen Partei in seiner Provinz, dachte wie weiland die franzö-

sische Marquise: man wird sich zwei mal bedenken, ehe man mich verdammt!

Nach wie vor gewährte Dietrich den Eremiten seinen nachdrücklichen Schutz und zählte zu ihren eifrigsten Besuchern.

Allmälig ging er jeden Tag nach dem Forste, selten mehr nahm er eine Flinte mit.

Graf Dietrich begann seine vielfachen Geschäfte zu vernachlässigen, er gerieth von der Wirklichkeit abgezogen in eine Atmosphäre vermeinter Wunder.

Pater Athanasius verwickelte ihn bald gänzlich in sein finsteres, wirres Treiben.

Erst ging Dietrich eine sogenannte Verlobung zu dem neuen Gnadenbilde ein, es sollte Abhülfe schaffen gegen das geheimnißvolle Leiden des Erbgrafen, nachdem Hermann's Sühne ohne Erfolg blieb. Auch das zweite Mittel verfing nicht. Aber Pater Athanasius hatte nun eine lebendige Heilige bei der Hand — die vermochte wohl Großes zu vollbringen!

Katharina Meermann, aus einer nicht unbegüterten Schulzenfamilie der Umgegend, trug eine ganz besondere Andacht zu der Waldkapelle.

Sie begann Stecknadeln zu verschlucken, Schaum an den Mund zu bekommen, Gesichte zu haben und in Bildern zu reden.

Der Acker war gehörig gedüngt, die Gemüther des gläubigen Landvolkes vorbereitet, die Wundersaat konnte aufgehen.

Dietrich gehörte zu den eifrigen Anhängern der ekstatischen Jungfrau.

Auch Ernst hatte von Katharina gehört und einmal sogar, in Pater Athanasius Begleitung ihren Anfällen beigewohnt. Diese Erscheinung traf in eine sonderbar unklare Stimmung des jungen Mannes.

Gerade jetzt wurden die Schwingungen seiner Seele matter, gehemmt war die Erhebung, die Glaubensgluth wich einer gewissen Gemüthsdürre, sandte nun der Herr ein sichtbares Zeichen?

Unruhig war Ernst eines Morgens früh fortgewandert, die innere Spannung trieb ihn aus der Einsiedelei.

Grünes Waldesdunkel, lauschige Waldeinsamkeit umfingen ihn. Würzreich wehte die mit aromatischen Düften reich geschwängerte Luft den

Jüngling an. Sein schönes Auge folgte dem Flug der Vögel, sein Ohr lauschte ihrem Schlage.

Mit einem Male wurde Ernst so wohl, ungeachtet des innern Zwiespaltes! seine Brust erweiterte sich zu leichtem, freien Athemholen! rasch und frisch schritt er aus.

Als Knabe hatte er zuweilen auf dem Schlosse in alten Jagdbüchern geblättert, da kamen Bilder vor von den adeligen „Par force“. Stattlich beritten zogen die Herren und Damen hinaus, hinter der schönen Meute. Lustig klangen die Fanfaren, das Lancez, das Bien aller, das Vue debout, das Vue par terre — bis der rascheste und kühnste unter den edeln Waidmännern vom Pferde sprang, den Hunden zu Hülfe gegen das im Todeskampfe sich wehrende Thier; dann erschallte fröhliches Hallali! und heim zog man zu heiterm Gelage.

Wie ein großmüthiges Pferd die Nüstern bläst beim Anblick der Hunde auf dem freien Rennplatze, beim Blut durchrieselnden Ruf zum Angriffe, so erging es Ernst eben jetzt.

Sollte er sich nie in solche Scenen mischen? Verschwunden war der bleiche Mönchszögling.

Froher Kampfesmuth, freudige Siegeszuversicht überkamen ihn, gelte es nun die Lösung des Zwiespaltes im geistigen Leben zu finden — oder in männlichem Ringen mit der Gefahr.

Gerade jetzt lag ihm die frische Wirklichkeit am nächsten. Er dürstete förmlich darnach, ein gutes Pferd unter sich zu haben, die Büchse knallen zu hören und wie ein anderer St. Georg den Lindwurm zu tödten.

Was hatte der arme, gewaltsam niedergehaltene Ernst mit solchen Bildern zu thun — möglich, daß sich eine dunkle Mahnung des Blutes regte.

Rasch vorwärts schreitend trat Ernst aus dem Forste, sonniger Wiesenpfad führte nahem Dorfe zu. Es wurde Ernst heiß, seit er den kühlen Wald verließ, er war froh, von weitem einen breitästigen Baum zu erblicken. Unter dem wollte er ruhen.

Der Platz fand sich schon besetzt, ein junges Landmädchen nahm unter dem Laubdache des Birnbaums ihr kräftiges Frühstück ein.

Sie zog ihre Röcke an sich und rückte freundlich.

Mit leichter Verwirrung ließ sich Ernst neben dem Mädchen im Grase nieder. Die jetzt runde Wange, das frische Gesicht, hatte er bleich und verzerrt gesehen!

Wäre es möglich, Katharine Meermann, die ekstatische Jungfrau, saß hier in voller Mädchenlieblichkeit vor ihm.

Die Heilige lachte zu seiner Verwunderung, übrigens plauderte sie ganz menschlich vernünftig.

Wie sie so appetitlich mit den scharfen, schneidenden weißen Zähnen in das schwarze Brod und in den rosa Schinken biß! Er schaute ihr vergnügt zu.

Sie meinte, er habe Hunger und blicke lüstern nach ihrer Speise, da bot sie freundlich davon und nöthigte zum Zulangen.

Wirklich war auch Ernst ohne Nahrung weggegangen, er widerstand Katharina's Drängen nicht.

Die jungen Leute bedurften keiner gedeckten Tafel und keines Besteckes, ihr Speisesaal war die schöne freie Gotteserde und sie bissen zusammen vom selben Stücke ab.

Nachdem sie gesättigt, langte das Mädchen

lächelnd aus kleinem Handkorbe eine Flasche Wein. Er hatte die schöne Bernsteinfarbe. Katharina hielt den „goldenen Tropfen“ erst an Ernst's Lippen.

Hierauf trank sie und dann wieder er!

So leerten sie fröhlich die Flasche.

Köstliche Ermattung befiel Ernst auf die Erregung von vorhin. Müde und traumhaft sank der herrliche Kopf gegen den knorrigen Stamm des Baumes.

Katharina lächelte wieder, sie schob ihren runden fleischigen Arm zwischen die braunen Locken und die rauhe Rinde. Allmälig glitt der Schlafende vor und sein Haupt erhielt ein Polster, um welches ihn ein König beneiden mochte — die sanft schwellende Mädchenbrust.

Katharina hielt sich sehr ruhig, Ernst nicht zu wecken. Sich die Langeweile des Stillehaltens zu lindern, blickte sie auf die prächtigen Züge wie aus edlem Marmor gemeißelt — ein leicht rosiger Hauch färbte dieses Mal die Wangen.

Ungestraft vermochte das Mädchen nicht den schönen Jüngling im Arme zu halten — ehe sie es

sich versah, hatte ihr blutrother Mund sich an dem seinigen festgesogen.

Nun schlug Ernst die wunderbaren Augen auf.

So hatte er nie noch geblickt, so war ihm nie noch der Blitzstrahl des Lebens zündend in die Adern gefahren.

Sie küßten und herzten sich!

Die Sonne stand in voller Mittagshöhe, als Ernst wieder dem kühlen Forst zueilte und Katharina ihren unterbrochenen Gang in die Nachbarschaft vornahm.

Am Baume kamen sie nun oft zusammen.

Mittlerweile stieg der Ruf der Waldkapelle und der bei ihr angesiedelten Priester.

Die Weiblein kamen von nah und fern mit reichen Gaben und gläubigem Sinne. Als anachoretische Waldbrüder hatte Pater Athanasius mit seiner kleinen Schaar leben wollen, aber sie glichen mehr den Moslems im Paradiese.

Daneben hatte die Heilige ihre Gesichte, wirkte Wunder und hielt die Menge in Spannung.

Immer feurigere Bannflüche schleuderte die

empörte Geistlichkeit, umsonst, Graf Dietrich von Himmelburg hielt fest zu seinen Schützlingen.

Die Gewerbsbeeinträchtigung von Maria-Schnee wurde ungeheuer.

Pater Albert rief wieder Hülfe bei geistlich und weltlich an. Gegen den mächtigen Gönner mochte er nicht vorgehen, desto eifriger bewachte er, mit richtigem Spürsinne, die verdächtige Heilige.

Der kluge Mönch glaubte nämlich keineswegs an Katharina Meermann's ekstatischen Zustand.

Endlich hatte es der Guardian von Maria-Schnee durchgesetzt, daß eine Gerichtscommission unter Zuziehung ärztlichen Beistandes die Heilige verhörte und untersuchte.

Man entdeckte allerdings einen Zustand, aber sehr verschieden, von dem was man erwartet.

Auch der geistliche Competenzstreit neigte sich zum Ende, der Diöcesanbischof erhielt Befugniß, energisch vorzugehen.

Wieder donnerte die Androhung der Excommunication auf den Führer der katholischen Adelspartei herab.

Graf Dietrich von Himmelburg verharrte starr und steif bei seiner Meinung.

Lange vor dem Majoratsherrn durchschaute Ernst die geistliche Komödie.

Jeder Mai hat seinen November.

Gebeugt steht ein Jüngling vor dem Guardian von Maria-Schnee.

„Pater peccavi,“ stammelt er.

Gütig und väterlich ist die Ermahnung, so daß sie zum weichen, warmen Herzen dringt.

„Zu was haben Sie eigentlich Lust und Neigung, Ernst?“ fragte Pater Albert milde.

„Ich male gern!“

„Gut, Sie sollen das Material dazu erhalten.“

„Der Rector des Seminars pflegte meine Arbeiten zu verkaufen, vielleicht kann ich so diesem Hause nützen.“

„Dafür sorgen Sie nicht Ernst, der Majoratsherr entschädigt uns reichlich für Ihren Unterhalt, wenn Geld eingeht, soll es Ihnen gehören.“

„Sie, der Sie mehr als mein Vater sind, wollen Sie mich endlich in Ihre Genossenschaft aufnehmen?“

„Nein Ernst, Sie sollen nie Mönch werden."

Pater Albert lächelte so milde zu der Weigerung, daß der junge Mann nicht denken konnte, er zürne ihm. Fragend hingen Ernst's Augen an dem Guardian.

„Arbeiten Sie und hoffen Sie mein Sohn," sagte jener, „auch Ihnen wird die Stunde der Freiheit schlagen."

„Im Himmelburger Forste."

Der Erbgraf war natürlich durch die Wunder der Katharina Meermann so wenig geheilt worden, als früher durch das Hereinragen irgend einer übernatürlichen Macht. Im Gegentheil, die ganze Geschichte kam schmählich zum Bruche. Zwar erlitt die Heilige, überall als die Bethörte, Verführte erscheinend, nur gelinde Ahndung, aber Pater Athanasius wurde in ein entferntes Strafkloster verbannt. Seine Gefährten unterwarfen sich freiwillig. Auch der Majoratsherr kehrte, als er von durch die Untersuchung ans Licht gezogenen Schändlichkeiten hörte, wieder in den Gehorsam der Kirche zurück.

Ungestörtem Verfalle ging abermals die Waldkapelle entgegen.

Hermann verlor dadurch die ihn mystisch

anregende Nachbarschaft und auch seinen geistlichen Führer. Immer haltloser wurde sein Treiben, denn sogar das verwirrte Buch, über dem er bei den länger werdenden Nächten brütete, wußte keinen Rath.

Dietrich hatte lange die Zügel seines Hausregimentes hängen lassen, er zog sie nun um so energischer wieder an.

Johann, dessen Stimme im Rathe jetzt doppeltes Gewicht besaß, da er sich nicht von Pater Athanasius hatte beschwindeln lassen, meinte, man solle Hermann den Aufenthalt im Forsthause nicht ferner gestatten.

Freilich gab er seinem Aeltesten andere Gründe an, als ihn eigentlich bestimmten. Johann ärgerte sich nämlich, daß Hermann all der Plackerei mit der Mutter und dem Neffen enthoben sei, die nun, einer natürlichen Folge gemäß, ganz allein auf des jüngsten Bruders Schultern lasteten.

Seit Hermann im Walde lebte, war die urkundliche Geschichte des Hauses Himmelburg nur wenig vorwärts geschritten.

So setzte denn Johann es durch, als Abge-

sandter des Majoratsherrn an Hermann die gebieterische Forderung zu richten, wieder nach Schloß Himmelburg zurückzukehren.

Stumpf hörte der Bewohner des Jagdhauses dem Bruder zu.

„Er sei ein großer Sünder und müsse ein Heiliger werden," gab Hermann zur Antwort. „Die rothen Flecke an seinem Körper brennten heftig, Haare und Zähne fielen aus, dennoch könne er der Versuchung nur dadurch entgehen, daß er sie fliehe."

Schließlich empfahl er auch Johann die Mystick von Görres zum Lesen.

Vernunftgründe fruchteten keineswegs, einen Trupp Gendarmen, zur gewaltsamen Hinwegführung des widerspenstigen Bruders, wagte auch der Majoratsherr nicht zu schicken.

Johann hatte in dieser Verlegenheit eine Unterredung mit Balthasar Maier und nahm die Rechnungen als Ueberführungsmittel mit nach Himmelburg.

Die Brüder freuten sich herzlich darüber, daß Hermann so unglaublich viel ausgegeben hatte. Gleich einer Festung, die keinem Sturme

weicht, beschlossen sie ihn durch Hunger zu bezwingen.

Hermann's magere Apanage war weit überschritten worden. Dem Förster wurde kund gegeben, es werde kein Ersatz geleistet. Dadurch bekehrte sich Balthasar Maier zu der Ansicht seiner Frau, der Gast sei zuviel im Jagdhause.

Der vortreffliche Appetit und die Leckerhaftigkeit Hermann's nahmen nicht ab. So wurde ihm höflich aber fest erklärt, daß man gegen den Willen des gräflichen Gebieters, der ein lebhaftes Sehnen nach dem Herrn Bruder empfinde, diesen nicht länger zu beherbergen wage.

Demgemäß erschien eines Tages Hermann wieder in Schloß Himmelburg.

Gleich dem Kameel beugte er die Kniee und empfing die Last.

Er mußte die Mutter unterhalten, den Neffen hüten, die tausend Launen seiner Schwägerin ertragen und den Mädchen Reitunterricht ertheilen oder sie auf ihren Ausflügen begleiten.

Johann konnte desto ungestörter an seinem wichtigen Geschichtswerke schreiben, Dietrich

durchzog, wie der wilde Jäger, den Forst von Himmelburg.

Bald nach Hermann's Zurückkunft erlosch das schwache Leben des kleinen Freiherrn von Rauhenzell.

Nun waren alle Blicke erwartungsvoll auf Hermenegilde gerichtet, an ihre Hand knüpfte sich der Besitz von manchem Morgen guter Wiesen, üppigen Saatfeldes und herrlichen Waldes.

Am wenigsten war Graf Dietrich's Schwiegersohn, der Freiherr von Rauhenzell, geneigt so schönen, ihm schon sicher dünkenden Erwerb fahren zu lassen.

Zwischen ihm und Hermenegilde stand nur mehr ein langsam, aber hoffnungslos hinsiechendes Weib.

Mittlerweile setzte sich der Bewerber so fest als möglich in des gewaltigen Majoratsherrn Gunst. Die mächtige Priesterpartei unterstützte diesen ihren Schützling. Feldkamp intriguirte bis aus der fernen Hauptstadt, Vitus Horner wirkte nach Kräften auf dem Platze und selbst Pater Albert wandte seinen wiedergewonnenen

Einfluß in diesem Sinne auf den Majoratsherrn an.

Die todte Hand zeigte sich zäher und unternehmender als irgend ein blühendes Geschlecht, sie hatte Generationen überdauert. Es war wichtig, daß dem Kapuzinerkloster zu Maria-Schnee die Gunst des Besitzers von Himmelburg erhalten bleibe.

All den Berechnungen stand nur mehr eine schwindsüchtige Frau im Wege. Es gerieth zwar Niemand auf den gewagten Gedanken, die Freifrau von Rauhenzell zu vergiften — aber um ihre baldige Auflösung wurde gebetet.

Auch Balduin war von dem wichtigen Ereigniß in der Familie Himmelburg wieder auf den Platz geführt worden. Er setzte eifrig seine Werbung fort, nur kamen die mißglückten Versuche, Hermenegildens Liebe zu gewinnen, im Ganzen dem Jägerburschen Joseph zu Gute.

Der Graf war so häßlich und jener so hübsch!

Dann zeigte der Vetter die Abspannung eines Weltmannes mit abgestumpften Sinnen, im jungen Jäger brannte eine nur mühsam gebändigte Gluth.

Wenn Joseph's dunkle Augen auf sie flammten, regte es sich in der Mädchenbrust. Unbekannte Stimmen erwachten. Sogar das tändelnde Liebesspielen mit Balduin wurde gefährlich.

Wie freuete sich Hermenegilde, wenn sie Onkel Hermann täuschte, was allerdings sehr leicht war, wie freute sie sich noch mehr, sobald es ihr gelang, den berechnenden Schwager, der sie schon als gute Prise betrachtete, zu betrügen.

Auf die rauhen Stürme des Spätherbstes war leichter Frost mit trockener Witterung gefolgt.

Dietrich fuhr im offenen Jagdwagen zu einer Sitzung des conservativen Vereines. Auf dem Lande bediente er sich nur zu Staatsbesuchen einer anderen Equipage. Der Majoratsherr trug sein gewöhnliches Jagdkostüm, bestehend aus dem anliegenden stahlgrünen Tuchrocke, engen Beinkleidern und Kamaschen. Der Hirschfänger fehlte nicht an der Seite, auch die Flinte lehnte neben Dietrich. Seine riesigen Glieder waren in eine Wildschur gehüllt, er glich dem zottigen Bären der heimischen Wälder.

Minder stattlich, verweichlichter und in gewöhnlicher städtischer Kleidung saß Freiherr von Rauhenzell neben dem Schwiegervater. Eben so zuvorkommend im Benehmen, als zur Zeit seiner Werbung um die Gattin.

Auf den Füßen der beiden Herren, diese angenehm wärmend, lag ein schöner Jagdhund.

Die Straße führte am Saume des Forstes hin.

Plötzlich gewahrte Dietrich durch die nun kahlen Bäume ein Frauenkleid schimmern. Daneben tauchte undeutlich die dunklere Gestalt eines Mannes auf.

Es mochte Hermenegilde mit Hermann sein, sie waren zusammen nach dem Walde gegangen.

Aber warum sprang dann „Sans-Souci“ mit heiserem Bellen vom Wagen und verfolgte das Paar in wüthenden Sätzen?

Dietrich konnte sich nicht selbst überzeugen, bis er vom Wagen herunter kam und sich seiner hindernden Pelzhülle entledigte, gewannen die ohnehin schon Entfernten bedeutenden Vorsprung. Auch bot der Wald genug Gelegenheit zum Verstecken.

Unmuthig pfiff der Majoratsherr seinem

Hunde. Das Thier kehrte mit eingezogener Ruthe, aber gehorsam, zurück.

Viel Worte wurden bei der Zusammenkunft der Herren in die Luft verpufft. Man sprach reichlich, zu Thaten reiften die Vorschläge nicht. Hierauf, als sie sich die Kehlen trocken geredet, zechten sie ritterlich.

Es that wohl zu beobachten, daß diese Nimrode des Teutoburger Waldes noch körperlich so tüchtig waren.

Graf Dietrich von Himmelburg wollte das Unmögliche und deshalb erreichte er gar nichts. Nicht mit der Regierung beschloß er vorzugehen, sondern im dumpfen Grolle gegen das protestantische Fürstenhaus strebte er die Gründung einer Partei an, der der Boden unter den Füßen gebrach.

Unzufrieden mit dem Erfolge, unter meistens Gleichgestellten hatte er seiner Herrschsucht nicht zu fröhnen vermocht, vom schweren Trinken kaum berührt, so stieg Dietrich wieder in den Wagen. Dieses Mal allein, denn Freiherr von Rauhenzell hatte seine eigene Equipage bestellt, weil sein Gut in anderer Richtung lag.

Den Vorfall vom Morgen hatte Dietrich noch im Sinne, ohnedies that es ihm wohl, die Beine zu strecken nach dem langen Sitzen. Daher befahl er seinen Leuten vorwärts zu fahren, als sie den Himmelburger Forst erreichten. Er selbst schlug einen Richtweg durch den Wald ein, der wieder auf die Landstraße führte. An dem Punkte wollte Dietrich mit seinem Wagen zusammen treffen.

Die geladene Flinte auf dem Rücken, den Hirschfänger zur Seite, den treuen Hund an den Fersen, mit der eigenen Körperkraft konnte Graf Dietrich von Himmelburg eine üble Begegnung für zwei abgeben.

Der Mond war aufgegangen und schien hell durch die dürren Zweige, die Tritte des Majoratsherrn knisterten nur leicht auf der dünnen Schneedecke. Er verursachte beinahe kein Geräusch im Gehen.

Plötzlich entdeckte Dietrich da, wo der Pfad vom Jagdhause her den seinen kreuzte, den schwer eingedrückten Fuß eines Mannes im Schnee. Dieser mochte wohl eine Last getragen haben.

Ruhig nahm Dietrich die Flinte von der

Schulter und trat vorsichtig auf, wer immer irgend einen Frevel in seinem Forste beging, den wollte er überraschen.

Mit einem Male zuckte sein Arm wild in die Höhe, die Flinte lag schußrecht. Dietrich war ein zu guter Schütze, um sein Kind zu tödten, wenn er nach dem Buhlen zielte, der ihren Kopf umschlungen hielt.

Der Beschluß des heißen Blutes kam nicht zur Ausführung, eine Sekunde des Besinnens reichte hin — Dietrich mußte sich selbst bezwingen, um die Ehre seines Hauses zu retten.

Mit zitternder Hand setzte er den gespannten Hahn zur Ruhe.

Sans-Souci lief in freudigen Sprüngen auf ein Paar zu, das am Boden saß, diesmal wedelte der Hund und leckte die Hände.

Der Mann war also nicht der von heute Morgen!

Doch auch denen, die sich hier allein im Walde wähnten, brachte Sans-Souci Kunde von gefährlichem Ueberfalle.

Der Mann sprang rasch von der Erde empor und das Mädchen wollte es thun, ließ

aber mit schmerzlichem Schrei von dem Beginnen ab.

Nun bog sich der Jägerbursche nieder und hob sachte die junge Gräfin auf.

Hund, lasse Gräfin Hermenegilde los, oder ich tödte Dich auf der Stelle."

Dies heisere Wuthgebrülle erschütterte Joseph's Mark, aber das Mädchen nahm sich schnell zusammen.

„Vater, ich habe mir den Fuß verstaucht und Joseph trägt mich nach Hause," sagte sie mit einschmeichelnder Stimme.

„Wo ist Hermann?" donnerte der Majoratsherr.

„Der Herr Graf hat schon seit vier Stunden sich nach dem Schlosse begeben, um einen Wagen zu holen und ist noch immer nicht zurück."

Die Angabe mochte wahr sein, Hermann Werner hatte vorgehabt, zu einem Besuche in die Nachbarschaft zu fahren, er that es gern in Fiochi mit vier Pferden, das andere Paar benützte Dietrich. Ehe man nach dem entfernten Vorwerke schickte, erwartete man den Erbgrafen zurück, so ging die Zeit verloren.

„Wo warst Du mittlerweile, Hermenegilde?“ verhörte Dietrich weiter.

„Im Jagdhause. Seither ist mir das Bein so angelaufen, daß ich nicht mehr darauf zu stehen vermag, und als mir die Zeit lange ward, befahl ich Joseph, mich heim zu tragen. Eben hat er einige Augenblicke ausgeruht.“

Hermenegilde vertraute auf das undeutliche Mondlicht und die Entfernung, vielleicht doch, daß sie ihrem Vater jeden Verdacht einer Vertraulichkeit mit dem Jägerburschen ausreden konnte.

„Wo ist Dein Vater?“ fragte Dietrich etwas ruhiger geworden.

„In der Schenke zu Möllnhausen, gräflich Gnaden.“

„Und Deine Mutter?“

„Zu Hause,“ antwortete Joseph stotternd, Hermenegilde hatte ihn gekneipt.

„Gut!“ stieß der Majoratsherr erleichtert aus — möglich, daß er sich in den schwankenden Schatten des Winterabends täuschte.

„Nimm!“ herrschte er dem Jägerburschen an, diesem die Flinte reichend und den Pelz zuwer=

fend. In einer halben Stunde haben wir meinen Wagen erreicht, bis dahin trage ich Hermenegilde selbst."

Vollkommen unbekümmert überließ Dietrich dem nämlichen Menschen die Waffe, den er einige Minuten früher hatte tödten wollen.

Die Untersuchung war aber noch nicht beendet; während sie etwas mühsam vorwärts gingen setzte Dietrich das Verhör fort?

„Wo warst Du heute Vormittag?" fragte er Joseph.

„In Möllnhausen, einen Auftrag meines Vaters zu besorgen."

Eine weitere Frage setzte Dietrich in Stand zu bemessen, der Jäger habe in diesem Falle die Wahrheit geredet.

Folglich konnte er nicht der mit Hermenegilde Gesehene sein, auch wenn nicht das Zeugniß des Hundes dafür genügte.

„Ist Balduin hier?"

„Ja Vater! er verfolgt mich!" rief Hermenegilde lebhaft, froh auf des Vetters geweihtes Haupt den väterlichen Zorn zu lenken, als Ableitung für sonstige Gefahr.

„Onkel Hermann entfernte sich von mir, einige Hasen zu schießen, was ihm Mutter aufgetragen,“ berichtete das Mädchen mit geläufiger Zunge, „da kam zu meinem Entsetzen Vetter Balduin aus den Büschen. Er setzte mir mit faden Artigkeiten zu und machte mir einen Heiratsantrag; seiner Zudringlichkeit zu entgehen, lief ich nach dem Forsthause und dabei hatte ich den Unfall.“

„Hm!“ stieß der Majoratsherr halb gläubig, halb zweifelhaft aus.

Dichtung und Wahrheit begannen sich in seinem nichts weniger als klarem Kopfe zu unlösbarem Knäuel zu verwirren.

Dietrich sprach weiter nichts mehr, bis sie den Wagen erreichten. Einstweilen goß er das Gefäß des Zornes auf Graf Balduin von Himmelburg aus. Den wollte er züchtigen, wenn er ihm nur in die Hände fiel.

Als sie in Himmelburg ankamen, lief die Dienerschaft, welche bereits von dem Unfalle der jungen Gräfin gehört hatte, neugierig herbei. Unter der Menge erkannte Dietrich mit Ueberraschung eine alte Frau.

„Sie hier, Försterin!“ rief er verwundert.

„Ja, gräflich Gnaden,“ erwiderte die Angeredete knixend, „auf Besuch bei meiner Tochter der Gärtnerin, mit ihrem Kinde der kleinen Marie.“

„Seit wann?“

„Es sind drei Tage her, mit Gunst, Herr Graf.“

Wüthend zuckte es im Auge des Majoratsherrn auf, doch er gebot dem mächtigen Zorn.

„Meinen Rappen satteln, sogleich!“ befahl er.

Thalwärts jagte Dietrich seinen schweren Mecklenburger, den Schloßhügel hinab zur Telegraphenstation. Dann spielten die Drähte und er kehrte in sein Schloß zurück.

Den Abend, nach hastigem Inbiß, war großer Familienrath, dem sogar Hermann und auch der Erbgraf beiwohnten, aber außer Dietrich und dem noch herberufenen Johann stellte Niemand eine Meinung auf.

Allerdings hatte der Majoratsherr schon beschlossen und ausgeführt, bevor er die Ansicht seines Divans auch nur vernahm.

In der Nacht traf eine Dietrich befriedigende Nachricht auf sein Telgramm ein.

Am Morgen brach in drei hellen Haufen die Streife auf aus Schloß Himmelburg.

Den ersten führte Dietrich selbst, den zweiten Hermann, und an der Spitze des Dritten zog, unter Verwahrung, Johann einher.

Durch einen dicken Shawl hatte sich der gelehrte Graf vor dem Einflusse der Kälte zu schützen gesucht. Eine weitere Unbequemlichkeit lag für Johann darin, daß ihm seine Brillengläser häufig anliefen und er dann halbblind über alle Baumwurzeln stolperte. Aber zuweilen mußte auch er dem gewaltigen Bruder nachgeben.

Die Jagd galt dem Lehensvetter.

Uebrigens blieb die Untersuchung des Forstes ohne Erfolg. Balduin, wahrscheinlich durch den von ihm gewonnenen Jagdbedienten gewarnt, zog vor, einstweilen vom Schauplatze der That zu verschwinden, ehe er Dietrich's Pulver und Blei kostete, oder sich durch Hunde hetzen ließ.

Nach der ritterlichen Großthat des Majoratsherrn kehrte tiefe Ruhe in den Himmelburger Forst zurück.

Die Streife begab sich zwar ohne Gefangenen,

aber mit tüchtigen Hunger heim. Johann hatte einen Schnupfen davongetragen und Hermann einen leichten Fieberanfall, aber Dietrich bekam die starke Bewegung sehr gut.

Ohne diese Ableitung hätte ihn vielleicht der Zorn umgebracht.

„Wen heiratet sie?“

Die Verhältnisse vornehmer Personen sind nur dünn verschleiert für deren Umgebung, Hermenegilde bildete den Brennpunkt, an welchem sich verschiedene Interessen trafen, daher war sie auch der Gegenstand scharfer Beobachtung.

Etwas mußte nicht in Ordnung mit der jungen Gräfin sein, das Was wußte Niemand.

Hermenegilde befand sich in ihres Vaters Ungnade. Seit sie sich den Fuß übertreten, hatte Dietrich kein Wort mehr an die Tochter gerichtet. Sie kam in eine Art von Verbannung zur Großmutter nach Goldheim.

Zwar lag die junge Dame in Folge ihres Unfalles auf dem Sopha und vermochte nur von Jemand unterstützt mühsam einige Schritte

zu thun, dessen ungeachtet wurde sie ängstlich bewacht. Nicht Hermann war der Posten übertragen, sondern Johann. Mit der vollen Bissigkeit eines Hofhundes besorgte dieser sein Amt.

Der Majoratsherr trieb sich vom frühen Morgen bis späten Abend in seinem Forste umher, kaum zum Speisen kehrte er ins Schloß zurück. Der Jägerbursche Joseph kam niemals von Dietrich's Seite. Kein anderer Jagdbediente durfte den Herrn begleiten, nicht eine Sekunde konnte dieser den Sohn seines Unterförsters missen.

Manche wunderten sich über den früher Joseph nie bewiesenen Vorzug, am meisten dieser selbst. Doch wurde dem Jäger bei der Gunst des Gebieters nicht wohl. Nie sprach Dietrich gütig zu ihm, sondern stets kurz und barsch. Unheimlich finster ruhte zuweilen das Auge des Herrn auf dem Diener. Dem Burschen beschlich die bange Ahnung, es könne einst auf dem Anstande sich eine Kugel aus dem Rohre des Majoratsherrn in seine Brust verirren. Dann war es einer der auf der Jagd nicht selten vorkommenden Unfälle — kein Hahn krähte danach.

Der Begegnung im Walde wurde zwischen Ihnen niemals erwähnt. Dietrich kam nie darauf zurück und dem Diener geziemte zu schweigen.

Indessen hätten Joseph und auch Hermenegilde lieber Dietrich's Zorn getragen, als seinen kalten, finstern Ernst, der unerschütterlich gleich einem Schicksalsbeschluß über ihnen dräuete.

Die Dienerschaft auf Schloß Himmelburg steckte die Köpfe zusammen und flüsterte, das Geheimniß lag in der Luft, man witterte es und schnüffelte danach. Erschreckt fuhren die in kühnen Erfindungen sich Gefallenden auseinander, sobald ein Mitglied der Familie nahte.

Freiherr von Rauhenzell umkreiste Schloß Himmelburg wie eine verdammte Seele den Ort ihrer irdischen Leidenschaften. Nie hatte der Majoratsherr dem Gatten seiner ältesten Tochter, dem Glaubens- und Gesinnungsgenossen, ein so kaltes Gesicht gezeigt, als eben jetzt. Der unglückliche Schwiegersohn wußte nicht einmal, weshalb er die Gunst des Gewaltigen verscherzte. Er beugte sich bis in den Staub, um zu sühnen, was er niemals verbrach. Er ahnte nicht, Dietrich haßte seinen Anblick deshalb,

weil er im Begriffe stehe, ein Unrecht an Rauhenzell zu begehen.

Vitus Horner horchte und spürte. Der Gewissensrath merkte wieder an einer der dunkeln Pforten angelangt zu sein, die ihm sein Beichtsohn nie erschloß. Der Schloßkaplan von Himmelburg war gerade genug Priester, um die Vorenthaltung eines Geheimnisses als Gewerbsbeeinträchtigung zu empfinden. Deshalb wirkte er in seinem Amte, wenn er es zu ergründen trachtete.

Zuerst, allerdings mit der Vorsicht, die ein schwaches Thier anwendet, wenn es sich einem starken nähert, suchte der würdige Kaplan den mächtigen Patronatsherrn auszuholen. Derb abgewiesen zog sich Vitus Horner zurück.

Dann wandte er sich, wohl gedemüthigt, aber nicht abgeschreckt, an Hermann. Der plauderte sicher alles aus, wenn er etwas wußte.

Doch auch hier betrog den geistlichen Berather des Hauses Himmelburg die Erwartung. Mit allzu fürchterlichen Gelöbnissen hatte Dietrich die Zunge seines Bruders gefesselt. Hermann verdrehte nur die Augen, seufzte und

sprach von Sünde. „Er müsse schweigen,“ fügte er hinzu, „Dietrich werde Alles wieder recht machen.“

Aus dieser geschickten Auslassung erfuhr Vitus Horner mindestens, es sei etwas vorgefallen und etwas im Werke.

Mit Johann und dem einsilbigen Hermann Werner erschien jeder Versuch vergeblich.

Aber wenn Damen um ein Geheimniß wissen, dann hört es bald auf, ein solches zu sein.

Der Kaplan machte der regierenden Frau Gräfin seine unterthänigste Aufwartung und erkundigte sich nach dem hohen Befinden. Daneben klopfte er ganz sachte auf den Busch.

Die' Herrin des Schlosses war den ganzen Tag besonders nervös, was sie aber nicht hinderte, obwohl sie den Bedienten in Vitus Horner's Gegenwart schalt, daß er den Kaplan hereinließ, ihren Besuch mit einem Schwall leerer Worte zu überschütten. Vitus Horner nahm einige Impertinenzen und die Ueberzeugung, daß sie nichts wisse, mit von der Gräfin hinweg.

Als er, den Kopf gesenkt, unmuthig Schloß Himmelburg verließ, kam ihm plötzlich eine Erleuchtung, er lief so, daß der Talar flog.

Ungeachtet der empfindlichen Kälte erreichte Vitus Horner in Schweiß gebadet das Schlößchen Goldheim. War Graf Johann zugegen, dann schützte der Priester eine Armenangelegenheit mit der Gräfin Wittwe vor. Wenn der Historiograph des Hauses Himmelburg an seinem unsterblichen Werke arbeitete, so hatte die fromme Dame sicher vor dem Geweihten kein Geheimniß. Auch blieb noch Hermenegilde auszuholen, die wahrscheinlich einen noch andern Fehltritt beging, als den über die Baumwurzel.

So viel hatte Vitus Horner, eines zum andern fügend, schon erklügelt.

Der Kaplan von Schloß Himmelburg traf die Damen allein, fand Hermenegilde mit rothgeweinten Augen und die Greisin rollte in ungeheurer Bestürzung die Perlen ihres Rosenkranzes.

Eben hatte die Enkelin der Großmutter ein Bekenntniß abgelegt. Die alte Dame war dadurch mit mächtiger Erregung in die Tage ihrer Jugend zurück versetzt worden. Auch Gräfin Franziska von Buchholz-Himmelburg hatte ihre schwache Stunde gehabt. Freilich mit einem

Fürsten, allerdings einem neuen, aber es war doch immer kein Jägerbursche.

Bei so vollem Herzen mußte der Mund überfließen.

Vitus Horner ertheilte Generalabsolution für alte und neue Sünde. Die erstere hatte er schon so oft vergeben, daß sie ihm nachgerade langweilig wurde. Hierauf lief er fort, athemlos wie er gekommen war. Die salbungsvolle Ermahnung, wonach der Wittwe fromme Seele lechzte, blieb aus.

Wieder eilte ein Telegramm blitzesschnell in die entfernte Hauptstadt eines andern Landes.

„Ich komme!“ lautete die rasch erfolgte Rückantwort.

Erleichtert athmete Vitus Horner auf, die Angelegenheit überstieg seinen Horizont, er sehnte sich, alle Verantwortung in kraftvollere Hände zu legen.

Einstweilen, damit ihm das mühsam erlauschte Geheimniß die Brust nicht zersprenge, besuchte am Morgen nach unruhiger Nacht der Kaplan von Schloß Himmelburg den Guardian von Maria-Schnee. Unter dem Siegel des

Beichtgeheimnisses erfuhr Pater Albert alles was der andere wußte. Bei schäumenden Convent-Bier besprachen sie den haarsträubenden Fall. Der gute Mönch stimmte vollkommen mit dem Weltgeistlichen überein, ein Schlauerer als sie beide, ein Höherer sei hier berufen einzugreifen.

Schade, daß der vortreffliche Freiherr von Rauhenzell in gerechtfertigter Erwartung sollte getäuscht werden! Wollte man den der Geistlichkeit ergebenen Herrn vorbereiten, warnen?

Das Für und Wider wurde reiflich erwogen.

Endlich faßten sie einstimmig den Beschluß des Nichteinmischens, bis ihr Führer erschien.

In Schloß Himmelburg mehrten sich mittlerweile Zeichen und Wunder.

Der Majoratsherr, gewöhnlich von an Geiz grenzender Sparsamkeit, übergab seiner Gemahlin eine weit größere Summe, als sie je während ihrer fünfundzwanzigjährigen Ehe auf ein Mal in Händen gehabt hatte. Dabei sagte er: „Marie, kaufe Putz darum für Dich und die Mädchen.“

Die Wirkung auf die Nerven der Gräfin war eine wahrhaft magische. Die erst noch matt daliegende Dame schnellte empor. Sie küßte Dietrich wieder, wie sie es seit fünfundzwanzig Jahren nicht gethan und erklärte, sogleich selbst nach der nächsten Kreisstadt fahren zu wollen.

Dietrich geleitete die Gemahlin an den Wagen, nachdem er sie hineingehoben, sprang er selbst auf den Tritt und flüsterte Marie ins Ohr:

„Bringe einen Brautanzug mit für Hermenegilde.“

Hierauf winkte der gestrenge Herr mit der Hand, sprang herab und weit ausgreifend brausten die Pferde davon.

Ueberwältigt sank die Dame in die Polster des Wagens zurück. Später, als sie sich ein wenig gefaßt hatte, wollte sie umkehren, es blieb so viel zu fragen. Aber Dietrich's Zorn war fürchterlich und sie befanden sich schon weit von Himmelburg weg. Uebrigens schwelgte die Phantasie der Gräfin bereits in Federn, Spitzen, Seidenstoffen und Sammet, die sich mit drei tausend Thaler bestreiten ließen. Die Vermählung

der Tochter sank zu einer Angelegenheit von untergeordneter Wichtigkeit herab.

Graf Dietrich von Himmelburg erließ mittlerweile Befehle, das Schloß zum Empfang von Gästen zu rüsten und ein stattliches Hochzeitsmahl zu bereiten.

Wer der Bräutigam sei, das sagte er nicht, um so leichter war es, auf die Braut zu rathen. Mechtilde verabscheute in ihrem frommen, der Welt abgewandten Sinne die Ehe, sie trachtete nur danach, Himmelsbraut zu werden, Ludmilla war zu jung, folglich blieb nur Hermenegilde übrig.

Dietrich ritt auf die Ankündigung, welche alle Köpfe des Haushaltes in Brand setzte, nach Goldheim zu seiner Mutter.

Der unwiderrufliche Urtheilsspruch sollte Hermenegilde verkündet werden.

Bei seiner Rückkunft befahl der Majoratsherr Vitus Horner zu sich.

Die Kniee des Schloßkaplans wankten, als er den Auftrag erhielt, zum Bischof zu gehen und die Erlaubniß zu einer Trauung ohne alle vorhergehenden Förmlichkeiten zu erlangen. Ein

versiegeltes Schreiben hatte Vitus Horner zu übergeben, wahrscheinlich enthielt dieses den Namen des Bräutigams — wenigstens der Schloßkaplan erfuhr ihn nicht.

Die Hofgärtnerin lief in den Wald zu ihren Eltern, das große Ereigniß zu verkünden.

Auch Joseph traf wieder daheim ein, bleich mit krampfhaft entstellten Zügen. Graf Dietrich hatte ihm höhnisch empfohlen, sein bestes Zeug zu rüsten — um beim Hochzeitsmahle die Herrschaften zu bedienen.

Drinnen in der Kammer spielte Joseph auf seltsame Weise mit den Waffen.

Heraußen in der Stube krauete sich Balthasar Maier den Kopf und biß verzweifelt in einen Gänsekiel. Der alte Jäger brütete über einer schriftlichen Mittheilung.

Endlich malte er seine krakeln Buchstaben aufs Blatt.

„Hochgeborner Herr Graf!“

„Habe unterthänigst zu melden, daß sich die
„gnädige Gräfin Braut vermählen thut, an einen
„unbekannten Herrn, von unserm hohen Gebie-
„ter aus der Stadt verschrieben.“

„In submissester Ergebenheit, Euer gräflich Gnaden Diener,

Balthasar Maier, Unterförster.“

Nach der Herkulesarbeit seufzte der alte Jägersmann und war zufrieden mit seinem Werke.

Hierauf rief er seinem Sohne. Dieser ließ mit jähem Schreck einen Stutzen los — hatte wohl böse Gedanken gehabt!

Finster, über Unheil brütend ging der Bote ab mit dem Briefe. Der weite Weg erleichterte ihm das Gemüth nicht sonderlich. Nur als er seines Vaters mühsames Erzeugniß in den Postschalter warf, lachte Joseph düster.

Der Bursche wußte nichts von dem großen modernen national-ökonomischen Grundsatz der Theilung der Arbeit. Aber die Ahnung dämmerte in ihm auf, daß dem Plane des Majoratsherrn ein Gegner erwachse, sobald Graf Balduin darum wisse.

Schließlich blieben sie freilich Nebenbuhler, der Graf und der Jägerbursche, aber Joseph lachte höhnisch dazu. Wußte er doch, daß Hermenegilde die fahlen Gesichter nicht liebe.

Spät Abends kehrte Vitus Horner heim, er

brachte ein ebenfalls versiegeltes Schreiben des Bischofs an Graf Dietrich von Himmelburg mit. Abermals vermochte der würdige Schloßkaplan den Durst seiner Neugierde nicht zu löschen.

Als er abgehetzt in seine Stube trat und sich am tüchtigen Nachtmahle zu laben hoffte, schrak er zusammen, indem er eine hagere, schwarze Gestalt sich aus seinem Lehnstuhle erheben sah.

„Periculum in mora!“ lispelte es ihm hohl entgegen. „Sie sehen, ich verlor keine Zeit.“

Vitus Horner freute sich des Eintreffens des erwarteten Beistandes aus der Hauptstadt, nie hatten Schafe rathloser geblickt in Abwesenheit des Leithammels, als er und Pater Albert es eben jetzt thaten, aber Parteisache in Ehren und die Interessen des gräflichen Hauses — etwas anderes lag für den Augenblick dem Schloßkaplan von Himmelburg unendlich näher.

Anstatt seines sonstigen ruhigen Dämmerlebens war er den ganzen Tag geistig körperlich angespannt gewesen, zuletzt noch kam die rasche Eisenbahnfahrt. Vitus Horner hatte sein Nachtessen rechtschaffen verdient.

Daher warf er auch einen zärtlichen Blick auf den gebratenen Hahn und einen ängstlichen nach Rector von Feldkamp.

„Bitte zuzulangen," stotterte der Kaplan schließlich.

„Ich danke!"

Der Mann mit der schlechten Verdanung maß geringschätzig den mit der guten.

Aber Vitus Horner blieb den Abend weit hinter seinen gewöhlichen Leistungen zurück. Der Gast, der weder aß noch trank uud ihn mit geisterhaften Augen anstarrte, verdarb ihm die Eßlust.

„Ich bin in tiefster Verborgenheit hier," begann Feldkamp, „und kam, Sie auf morgen zu einer Berathung nach Maria-Schnee einzuladen."

„Rechnen Sie auf mich. Es ist ein fürchterlicher Fall. Sie wissen doch Alles?"

„Pater Albert setzte mich in Kenntniß! Aber den Namen des Bräutigams, den theilen wohl Sie mir mit."

„Leider habe ich keine Spur davon, keine Ahnung!"

Wieder zuckte es verächtlich um die dünnen bleichen Lippen.

„Graf Pahlenberg ist es!“ sagte der Rector.

„Herr, Du mein Gott! auf den hätte ich nimmer gerathen.“

Vitus Horner war so überrascht, daß er sein Weinglas, den halben Inhalt verspritzend, unsanft niederstieß.

„Die Vermuthung lag doch nahe. Wer sonst unter den Standesgenossen des Grafen Dietrich war zu unsaubern Handel bereit?“

„Aber wie gelangten Sie zu der Entdeckung?“

„Einfach genug! Nach Ankunft ihres Telegramms ließ ich Graf Pahlenberg überwachen. Er trifft Vorbereitungen zur Abreise, wie eine Schauspielerin, welche auf Reisen geht. Schminktöpfe, Pomadenbüchsen und Toilettengegenstände aller Art werden gekauft. Während sich der alte Lüstling den trügerischen Schein erborgter Jugend zusammen suchte, gewann ich Zeit, ihn zu überholen.“

„Der ist ja älter, als unser Herr Graf!“ rief Vitus Horner, noch immer nicht beruhigt.

„Glauben Sie, daß die Umstände zuließen wählerisch zu sein?“ fragte Feldkamp spöttisch.

„Möglicherweise würde gemeines Reis auf hochgräflichen Stamm gepfropft!“

„In dem Falle begeht der Majoratsherr einen Betrug!“

Vitus Horner wurde so blaß als ihm möglich, bei der Anschuldigung des Gewaltigen, unter dem er gewohnt war, sich tief zu beugen.

„Wenn Sie wüßten, wie zart sein Gewissen ist,“ stöhnte der Schloßkaplan. „Las er eine schlüpfrige Stelle, so beichtet es Graf Dietrich zerknirscht.“

Wieder blickte Feldkamp sarkastisch, er kannte die Pathologie der Seele besser, als Vitus Horner.

„Wo eine Leidenschaft herrscht, schweigt jede andere Regung,“ bemerkte der Rector gelassen. „Kommt der Familienstolz ins Spiel, dann vergißt der Majoratsherr seiner Rechtschaffenheit und seiner Religiosität.“

„Was thun?“ stieß der rathlose Schloßkaplan hervor.

„Wie steht es mit der Krankheit des Erbgrafen?“ gegenfragte Feldkamp.

„Davon weiß ich so wenig als früher.“

„Was macht der Knabe Ernst?“

„Er wartet noch immer auf seine Einkleidung zum Mönche.“

„Wenn wir Zeit hätten, ließe sich wohl aus den Geheimnissen seines Hauses eine Schlinge für Graf Dietrich drehen, ihn daran zu leiten, aber die Entscheidung drängt.“

„Wir werden nichts gegen den Willen des Majoratsherrn vermögen,“ stammelte Vitus Horner kleinlaut.

„Die schändliche Verbindung darf nicht zu Stande kommen!“ rief Feldkamp heftig.

„Aber wie können wir dieselbe verhindern?“

„Das erwägen wir morgen, Herr Confrater.“

Nachher langte Rudolf von Feldkamp nach seinem runden Priesterhut, wie ihn nur die Schwärzesten unter den Schwarzen tragen und entfernte sich mit katzenartigen Schritten. Vitus Horner blieb in tiefer Verwirrung zurück.

„Wirre Fäden.“

Der morgige Tag brach an, ein Sonntag, ein Tag des Herrn, der Ruhe und dem Frieden geweiht. Doch merkte man von Sabbathstille wenig auf Schloß Himmelburg.

Zwar hätte der Haushalt unter keinem Vorwande den Morgengottesdienst versäumen dürfen, aber in den Herzen tobte es um so unruhiger.

Das Gesinde dachte an die große Neuigkeit und an die viele Arbeit, die seiner harrte.

Graf Dietrich von Himmelburg brachte auch in der Kirche seines Hauses Ehre nicht los. Wollte er sie doch nach ernstem Bruche künstlich heilen.

Seine Gemahlin, von der Aussicht auf Putz und Feste wunderbar gestärkt, befand sich zu=

gegen, und entwarf während der Messe die Verzierung eines Kleides.

Die Gräfin Wittwe wurde wieder mehr als je an ihre alte Sünde gemahnt. Trotz bitterer Reue war sie doch auch süß die alte, liebe Sünde. Das verwitterte Greisenantlitz leuchtete bei der Erinnerung.

Hermenegilde, ebenfalls mit der Großmutter herübergefahren, weinte still vor sich hin. Ihr Gemüth erbebte unter dem allgemeinen Verdammungsurtheil. Als sie ihr Gesicht vom Tuche hob, traf sie aus bleichem, trotzigen Männerkopfe der brennende Blick dunkler Augen.

Joseph lehnte unten in der Kirche an einer Säule, dem gräflichen Oratorium gegenüber.

An der schlimmsten Zerstreuung litt Vitus Horner selbst.

Plötzlich überkam es ihn mit mächtigem Schrecken, er sollte predigen, von dem Text wußte er kein Wort. Der ereignißreiche Samstag, die ihn erwartende Berathung, hatten alles aus seinem Kopfe rein weggespült.

Da stand er auf der Kanzel, ein rathloser Mann, wischte sich die Stirn und räusperte

sich — nun galt es, aus dem Stegreife zu sprechen.

Der behagliche Pfaffe des fetten gräflichen Hauses, mit dickem, rothem Kopfe, wählte die Mäßigkeit.

„Seht, meine geliebten Brüder," sagte er, „wenn ich oder unser gnädiger Herr Graf drei Flaschen Wein trinkt, so ist das keine Unmäßigkeit, denn wir können es ertragen. Verliert aber einer unter Euch durch eine halbe Flasche seinen Verstand, dann begeht er eine schwere Sünde."

Weiter ging es im Tone einer vollständigen Kapuzinade. Vitus Horner hatte das Rechte getroffen und seine Zuhörer befriedigt. Doch hütete er sich wohl, länger als eine halbe Stunde zu reden, denn es fiel ihm mit aller möglichen Variante des nämlichen Themas nichts mehr ein und es duldete den zornmüthigen Patronatsherrn nie lange ruhig auf derselben Stelle.

Nach der Predigt klopfte Hermann dem Schloßkaplan belobend auf die Schulter, der Vortrag hatte ihm ausnehmend gefallen.

Mit Mühe entzog sich Vitus Horner der

hohen Gesellschaft, auch Hermann schlenderte nach dem Forste.

Als sich endlich der Schloßkaplan frei sah, da rannte er athemlos nach Maria-Schnee.

„Tres faciunt capitulum,“ sagt die alte Mönchsregel. In dem bescheidenen Gemache des Pater Guardian saßen vier beisammen.

Aber freilich war es auch keine kleine Aufgabe, um die es sich handelte.

Den Bullen bei den Hörnern fassen, Graf Dietrich von Himmelburg in seinem unumschränkten Hausregimente entgegenzutreten, nichts weniger hatten sie vor.

Im einzigen Lehnstuhl lag Freiherr von Rauhenzell, halb vernichtet.

Mit dem Traume künftigen Reichthumes war er schlafen gegangen und am Morgen hatte man ihm eine häßliche Geschichte erzählt, die ihm jede Hoffnung raubte.

Bisher trug er nicht viel zu der Berathung bei, denn er beschränkte seine Weisheit darauf, mit der Faust auf den Tisch zu schlagen und zu fluchen.

„Ich veröffentliche den Skandal!“ schrie er vom Zorn hingerissen.

„Haben der Herr Baron Beweise?“ fragte Feldkamp kühl.

„Nein,“ mußte nun der Landedelmann beschämt gestehen.

„Daß so etwas dem gottesfürchtigen Hause unseres gnädigsten Gönners begegnete,“ jammerte Pater Albert.

„Ich kann mich des Elendes nicht getrösten,“ versetzte Vitus Horner kläglich.

Sein joviales Gesicht verzerrte sich weinerlich.

Rector von Feldkamp blickte sie alle scharf an, dann sagte er mit gemessener klangloser Stimme: „Meine Herren, ich bitte ums Wort.“

„Erst müssen wir uns darüber einigen, was wir wollen,“ fügte er hinzu. „Wir hegen die Absicht, um jeden Preis Gräfin Hermenegilde's Verbindung mit Graf Pahlenberg zu verhindern. Ist es nicht so?“

Die drei Uebrigen nickten bejahend.

„Nun denn, wer den Zweck will, muß die Mittel wollen! Wir lassen die junge Dame verschwinden!“

Feldkamp's kühner Plan überwältigte Vitus Horner und Pater Albert, nur Freiherr von Rauhenzell fand daran Behagen.

„Wie kann dies geschehen?“ fragte er eifrig.

Die beiden Andern schwiegen in stummem Entsetzen.

„Die Sache ist einfach. Den Hochzeitstag denke ich mir zur Ausführung unseres Vorhabens am geeignetsten. Der Feier und der Gäste halber herrscht Verwirrung im Schlosse, Gräfin Hermenegilde wird minder bewacht werden als sonst. Sie erhält einige Zeilen Joseph's, welcher um eine Abschiedszusammenkunft bittet. Am bestimmten Orte harrt ein Wagen, die junge Dame zu den Frauen der ewigen Anbetung zu bringen. Dort ist sie einstweilen am besten aufgehoben und wir gewinnen Zeit, die Verhältnisse sich klären zu lassen.“

„Ja, ja,“ stimmte Freiherr von Rauhenzell bei, „meine Schwägerin bleibt im Kloster, bis ich sie heiraten kann.“

„Beharren der Herr Baron noch auf dieser Verbindung?“ fragte Feldkamp kühl und ernst.

„Hermenegilde oder Mechtilde kann ich mir

allein als Nachfolgerin meiner armen Frau denken," erwiderte der Candidat der clericalen Partei fürs Himmelburger Erbe.

Am richtigsten hätte er gesagt, ich heirate das Majorat — um jeden Preis.

„Ueberlegen Sie —!" schaltete hier Pater Albert schüchtern ein.

„Was wird Graf Dietrich von Himmelburg zu dem allen sagen!" rief Vitus Horner lebhaft dazwischen. „Sie befinden sich nicht in ungue leonem, Herr Rector," schloß er, „gleich mir."

„Weiß der hochwürdige Pater Guardian oder der Herr Schloßkaplan ein gelinderes und ebenso zweckdienliches Mittel?"

„Nein," klang es von beiden kleinlaut zurück.

„Dann stimme ich wiederholt für Gräfin Hermenegilde's Aufhebung."

„Vortrefflich, lieber Herr Rector," versetzte Freiherr von Rauhenzell, der als der Höchstbetheiligte auch am entschiedensten vorwärts ging. „Aber ich muß Horner beistimmen, mein Schwiegervater ist geradezu gefährlich, wenn er gereizt wird."

Den Majoratsherrn nach geschehener That

zu beruhigen, sei meine Sache," entgegnete Feldkamp fest. „Ich frage die Herren, ist unsere Handlung nicht zur Wahrung der Ehre des hochgräflichen Hauses nothwendig?"

„Ja, sie ist es!"

„Unzweifelhaft!"

„Vorwärts! vorwärts!" rief Freiherr von Rauhenzell mit einem zornigen Blick auf seine zaghaften Verbündeten. „Nur noch einen Anstand, lieber Herr von Feldkamp," fuhr er fort, „müssen wir wirklich den Burschen Joseph noch tiefer in die Geschichte hineinziehen, als er ohnedies schon darin steckt?"

„Wer spricht davon!"

Ein siegreiches Lächeln schwebte bei der Entgegnung um Feldkamp's krankhaft aussehenden, häßlichen Mund.

„Herr Confrater," wandte sich der Jesuitenzögling plötzlich an Vitus Horner, „Sie übergeben mir schleunigst einige von dem Menschen geschriebene Zeilen."

„Wie kann ich?" fragte der Angeredete erschrocken.

Pater Albert senkte bestürzt den Blick — vor der Fälschung.

„Besinnen Sie sich,“ versetzte Feldkamp gelassen, „Aufschreibung für seine Herrschaft, irgend etwas muß von dem Jägerburschen zu bekommen sein, wenige Worte genügen.“

„Herr Rector, wenn das Mittel aufkäme, durch welches wir Gräfin Hermenegilde anzulocken versuchen,“ sagte der Guardian, „dann ist unser Stand beschimpft.“

„Wünschen Sie den modernen Heiden Graf Pahlenberg als Herrn auf Himmelburg zu sehen?“ antwortete Feldkamp kalt.

„Dem sei Gott vor,“ verwahrte sich Pater Albert.

„Dann komme ich zu meinem im Beginne aufgestellten Satze zurück.“

So riß der stärkere, schrankenlosere Wille die schwankenden Gemüther mit sich fort.

Der Schüler Loyola's hatte mit seinem fürchterlichen „perinde ac cadaver“ manche wankelmüthige Versammlung nach eigenem Sinne geleitet.

Der Beschluß wurde dem Vorschlage des Rectors gemäß gefaßt.

Vitus Horner trat den Heimweg an.

So gewaltig waren die ihn beherrschenden Gedanken, daß er in einer ihm ungewöhnlichen Versunkenheit sich fortbewegte und tiefer als nöthig in den Forst gerieth.

Plötzlich schreckte den Sinnenden ein Gruß auf.

Der Jäger Joseph befand sich, Dietrich's Befehl zufolge, mit seinem besten Zeuge unterwegs nach dem Schlosse.

Seltsam blickte Vitus Horner den jungen Menschen an. Dieser merkte nichts. Er war eben von eigenen Eindrücken vollständig erfüllt.

Lange gingen sie nicht nebeneinander, der rüstige Jägerschritt überholte die weniger gleichmäßige, weniger ausgreifende Gangart des Geistlichen. Auch zog Joseph die Einsamkeit vor. Eine finstere Stimmung, zu gewaltsamer Lösung drängend, hatte ihn überkommen.

Das Innere des Waidmannes glich dem eines verwundeten Stiers. Halb Liebe, halb Wuth beherrschten ihn. Zuweilen knirschte er unwillkürlich mit den Zähnen.

Die machtvolle Natur trieb zu wildem Entschlusse.

Sollte er das Weib seiner Liebe nicht besitzen und ein anderer den Preis erringen, dann tauchte der Mord auf in der kranken Seele, als letzte Rettung, als letztes Gut.

Wollte Joseph den scharfen Stahl, mit dem er oft einem verendenden Wilde die Qualen abgekürzt, nun verwenden, die weiße Brust der Geliebten zu zerfleischen? Verlangte er von der treuen Büchse den einen Dienst, das junge Leben Hermenegilde's zu zerstören — und keinen andern mehr?

Dämonisch wollüstig erregte ihn beides.

Der Toneines Lockvogels klang in den düstern Mordplan.

Die Blendung, welche mit Zaubermacht den werdenden Verbrecher fesselte, wich.

Joseph ließ gleichfalls einen der Rufe des Waldes erschallen.

Von mächtigem Eichenstamme, hinter dem er verborgen gelehnt hatte, löste sich Graf Balduin's hagere Gestalt ab.

Der Vetter war auf dem Platze, den letzten Strauß zu unternehmen ums Majorat.

Das eigenthümlich verstörte Wesen des Jägers entging dem Grafen.

„Hilf mir Hermenegilde mit oder ohne ihre Einwilligung fortführen,“ sagte Balduin hastig. „Nun, was zögerst Du Bursche!“ fuhr er durch Joseph's Schweigen gereizt fort. „Guter Lohn soll Dir werden, sogleich erhältst Du eine passende Stelle auf meinem Gute, und eine bessere, wenn ich Herr von Himmelburg bin.“

Die finstern, dunkeln Augen bohrten sich fest in das abgelebte Gesicht. Hämisch zuckte es im Burschen auf, den fahlen Grafen, den liebt sie nicht. Besser als der jetzige qualvolle Zustand war Alles, jede Veränderung brachte Erleichterung.

„Zu Befehl,“ antwortete Joseph kurz und dumpf.

Er sollte der Diener werden von Hermenegilde's Gatten. Ha! ha! der Bursche lachte wild in sich hinein.

„So komm! lasse uns einen Plan verabreden, hier sind wir nicht sicher genug.“

Aufgeregt zog Balduin den Willenlosen mit sich ins Dickicht.

An eine Stunde währte die hastig und stoßweis zwischen den Beiden geführte Unterredung.

Nachher gab Balduin seinem Helfershelfer noch einen Brief zu bestellen, durch welchen er auf seine Cousine zu wirken meinte.

In gutem Einvernehmen trennten sie sich. Balduin kam nicht die leiseste Ahnung, der Bursche sei sein Nebenbuhler.

Joseph setzte den verspäteten Gang fort, während Balduin sein gewöhnliches Versteck in der Gegend von Himmelburg, eine entlegene Waldschenke, aufsuchte.

Gleichzeitig, als der Jäger einen steilen Pfad nach dem Schlosse aufwärts stieg, näherte sich Himmelburg von dem bequemeren Fahrwege her ein Wagen.

Auf dem Bocke saß ein Diener, über einer Menge Gepäcksstücke gleichsam thronend. Im Fond befand sich ein Herr. In Anbetracht der weiten Fahrt war dessen Aussehen wunderbar gepflegt. Freilich argwöhnte in Himmelburg Niemand, daß Graf Pahlenberg, als er die Eisenbahn verließ, sich zu seinem Einzuge vorbereitete.

Leichtfüßig sprang er aus dem Wagen, wie es sich für einen Freier geziemte.

Unter dem Portale empfing der Hausherr seinen Gast. Grimmig genug schaute der Majoratsherr drein, Pahlenberg dagegen strahlte vor Heiterkeit.

Dieser hatte lange gegen Sturm und Woge gerungen, kein eigentlicher Glücksfall kam ihm je zu Hülfe. Nun befand er sich auf der schattigen Seite der Fünfzig und man bot ihm eine Erbin an. Daß sie wahrscheinlich etwas schadhaft geworden sei, der Umstand störte den philosophischen Grafen nicht in seinem Entzücken. Wenn eine nicht reiche Dame einen kostbaren Kaschmir erwerben kann, weil er ein wohl verborgenes Loch enthält. Wenn edles Vollblut, das sich den Fuß aufschlug und sonst gesund ist, einem armen Sportsman zufällt, dann glauben beide ein sehr gutes Geschäft abgeschlossen zu haben.

Lächelnd folgte Pahlenberg dem voranschreitenden Wirth in das ihm bestimmte Gemach. Dort fiel die Besprechung, bei welcher Graf Dietrich von Himmelburg's Brust wild wogte,

ganz außerordentlich kurz aus. Der verschriebene Bräutigam lächelte zu dem, was man ihm mittheilte und zu dem, was man ihm verschwieg. Mit weltmännischer Glätte half er über alle Klippen hinweg.

Nachher athmete Pahlenberg befriedigt auf, als ihn sein Wirth endlich allein ließ. Denn einer kleinen Nachhülfe bedurfte seine künstliche Jugend stets und Zeugen liebte er nicht dabei.

Eine halbe Stunde später trat er in den Salon zur versammelten Familie. Seine Haare schimmerten im glänzendsten Schwarz, das Pariser Gebiß funkelte aus dem nicht unangenehmen. sinnlich weichen Munde.

Sich über die Hand der Dame vom Hause beugend, versenkte sich Graf Pahlenberg in einen Lehnstuhl, den Mädchen nickte er freundschaftlich zu, er hatte sie alle oft genug auf den Knieen geschaukelt, auch Hermenegilde, die ihm bestimmte Braut.

War Liebe wirklich Haupt- und Staatsangelegenheit des Lebens, wie es Mädchen zuweilen glauben? Selbst die Majoratserbin begann

daran zu zweifeln bei Graf Pahlenberg's glänzender Unterhaltungsgabe.

Er trat nicht als zärtlicher Freier auf, damit fiel die Rolle des zagenden Mädchens hinweg — zugleich erlosch aber auch Hermenegilde's kleine, schwache Widerstandskraft. Ohnedies gebrach der feste Grund dazu, was wollte sie denn eigentlich?

Doch nicht den Jägerburschen draußen im Walde zum Gatten!

Als die Tafel angekündigt wurde, stand Pahlenberg unerwartet aufrecht vor ihr und bot den Arm. Hermenegilde legte den ihrigen lachend darauf, denn die regierende Gräfin rauschte zornig hinaus. Diese konnte nun einmal nicht ertragen, daß man ihr Jemand vorzog, und sei es auch das eigene Kind.

In der Beleuchtung der Decklampe gewannen Graf Pahlenberg's Züge Lebenswärme. Das Essen war gut, der Fideikommißwein floß reichlich und dafür, daß das Gespräch minder einsilbig sei als sonst, sorgte der Gast.

Von der Welt, dem engen Raum, auf welchem sich die Auserwählten drängen, entwarf

ihr alter Anhänger ein buntes, gesättigtes Bild und schleuderte damit einen nie gekannten Feuerbrand in die Seele des Landmädchens.

Beim Nachtisch erschienen einige ehrwürdig alte Flaschen, ehemals im Prälatenkeller des Stiftes Corvey ruhend, nun säkularisirt.

Würzig, ölig floß der Wein langsam ins Kelchglas. Seltsam klirrten die Pokale auf der Silberplatte zusammen. Sollte der baumstarke Bursche zittern, der sie trug? Um die Regung in der Seele des Dieners kümmerte sich natürlich Niemand.

Graf Dietrich von Himmelburg richtete sich auf zu seiner vollen riesigen Höhe. Sein Angesicht war bleich von innerer Erregung, und einen strengen, finstern Blick heftete er auf sein Kind.

„Ich bringe die Gesundheit der Verlobten aus!" rief der Majoratsherr sein funkelndes Kelchglas erhebend, „Pahlenberg und Hermenegilde!"

Die lauten Hochrufe überschallten jedes Geräusch — während des Tobens von einigen Minuten achtete Niemand dessen, was um ihn

her vorging. Der Bräutigam hatte eine angestrengte Zeit, er mußte allen Bescheid thun.

Die Diener schlüpften unbemerkt hinaus, um die große Neuigkeit Andern mitzutheilen.

Graf Pahlenberg! der also war es!

In der Halle stürzte Joseph zusammen, so viel Macht übte Liebeswuth und Zorn auch über eine kräftige Natur aus. Die Kameraden lachten dazu, weil sie meinten, der Jäger habe das ihnen zukommende Zechgelage des Abends bereits voraus genossen.

Graf Pahlenberg war geschickter als sein Freund, er wußte Frauen besser zu behandeln.

„Sie werden sich in der Stadt gut unterhalten Hermenegilde," sagte er ruhig freundlich, sobald er sein letztes Glas geleert hatte.

Er warb nicht um Liebe — sie brauchte ihm keine zu verweigern.

Das Mädchen schaute ihn an, sie kannte ihren alten Freund Pahlenberg wohl, doch darauf, daß er ihr Gatte sein solle, hatte sie ihn nie noch betrachtet.

Die Prüfung fiel nicht ungünstig aus. Sein und Schein vermochte das ungeübte Auge nicht

zu unterscheiden. Die sechsundfünfzig Pahlenberg's dünkten Hermenegilde Balduin's sechsundzwanzig beinahe vorzuziehen — an den Kerl draußen, an den dachte sie eben nicht.

Dann bot Pahlenberg Vergnügen, danach langte das Mädchen begierig, echtes Glück war ihr unbekannt.

Heiter lächelte die Braut den Verlobten zu, so nahe kam die blühende Wange seinen Lippen, daß er sie wohl streifen mußte.

Für Liebe hatte er keinen Handel geschlossen. Der Graf erschrak über die Entdeckung, indessen fügte er sich mit Anstand in sein Geschick.

Den Rest des Abends hielt Pahlenberg seine Rolle vollkommen fest.

Als man sich trennte, war Hermenegilde nicht nur getröstet, sondern zufrieden.

Sie wohl! aber er!

In seinem Gemache ging eine vollständige Veränderung mit Graf Pahlenberg vor. Kaum hatte Dietrich den Gast geleitend die Thür wieder hinter sich geschlossen, als der Bräutigam zusammenbrach.

Um zwanzig Jahre erschien er nun älter.

Das Werk der Zerstörung vollzog sich rasch.

Der Diener löste den schlankmachenden Gurt, nahm vorsichtig das Gebiß heraus und strich einen geschmeidig erhaltenden Teig auf die Gesichtshaut.

Bisher hatte sich Pahlenberg in einer übermäßig gesteigert heitern Stimmung befunden. Dietrich's Vorschlag traf in einen Augenblick der Ebbe in der Kasse, Geld schien schwerer denn je zu beschaffen, die Heirat mit Hermenegilde dünkte Pahlenberg vortheilhafter, als alle gelungenen Whistcoups.

Nun faßte den alten, im Dienste des Genusses ergrauten und erlahmten Manne das Entsetzen der Besitzergreifung.

Er dachte, es ist stets dafür gesorgt, daß auf Erden die Bäume nicht in den Himmel wachsen."

Wie wand und drehte sich Pahlenberg jetzt, ein Bild des Jammers!

Das glänzende Haar war unter einem Foulard verborgen, die Kinnlade mit dem zahnlosen Munde herabgesunken, die wohlgepflegte Haut

verschwand unter dem Teig, die Haltung hatte ihre Spannkraft verloren.

Ein Gesetz der verschrieenen Feudalzeit lautet: Der nicht tüchtige Mann soll des Lebens darben!

Unsere erleuchtete neue Zeit hat keinen so vernünftigen Satz: warum soll er nicht auch des Weibes darben!

„Du hast doch nicht die Hausapotheke vergessen?“ stöhnte der Graf.

„Nein, gräflich Gnaden,“ entgegnete der wohlgeschulte Bediente und mischte ein niederschlagendes Pulver.

Er kannte seines Gebieters Zustände annähernd.

Heute war es aber besonders schlimm.

„Der verdammte Fideikommißwein!“ stieß wieder Pahlenberg hervor, „mich könnte der Schlag treffen. Suche Dir unter irgend einem Vorwande Eis zu verschaffen,“ fuhr er fort, „und bringe mir ein heißes Fußbad.“

Grinsend entfernte sich der Diener. Er hatte ebensoviel von Fideikommißwein getrunken, als der Herr, aber vor einem Schlagflusse fürchtete er sich nicht.

Später saß Pahlenberg mit Eis auf seinem armen, alten Kopfe, und das viele Senfmehl zog ihm nahezu die Haut von den Füßen.

„Wenn jetzt Gräfin Hermenegilde meinen Alten sähe!“ dachte der Diener, „Prost Mahlzeit!“

Nachdem sich Pahlenberg zu Bett hatte bringen lassen, lag er lange wachend.

Dafür, daß es Graf Pahlenberg gewagt, den jugendlichen Bräutigam zu spielen, mußte er büßen — er fühlte sich besonders niedergeschlagen.

„Eine dunkle That."

Die Hochzeitsglocken klangen fröhlich vom Hügel des Grafenschlosses hernieder ins Thal. Zahlreiche Gäste waren gekommen zu Pferd und zu Wagen. Beinahe der ganze conservative Verein befand sich in Himmelburg. Auch Freiherr von Rauhenzell fehlte nicht, in falscher Freundlichkeit schien er sein Geschick ergeben zu tragen.

Heiter ging der Polterabend vorüber.

Obschon man lange getollt, waren einige Personen früh wieder wach, während andere noch in tiefem Schlafe lagen.

Vitus Horner befand sich bei Johann, der mit der Mutter von Goldheim zur Festlichkeit herübergekommen war. Das Genie der Familie

unterwarf die Traurede einer letzten Prüfung. Graf Johann von Himmelburg saß da in einem alten, häßlichen Schlafrock, die Brille auf der Nase und corrigirte mit rother Tinte.

Hermann schlief gern tief in den Tag hinein, er war nur noch träge, sogar die Sucht nach Genuß hatte ihn verlassen. Manche Nacht mußte er als Krankenwärter des Neffen opfern, so entschädigte er sich, wann er konnte, mit der Seligkeit des Murmelthieres.

Der unglückliche, junge Mann selbst, der Erbgraf, wälzte sich ruhelos auf dem Lager, es erfüllte ihn mit Bitterkeit, daß man der Schwester Vermählung feiere und nicht die seine. War sein Zustand wirklich so hoffnungslos, daß man ihn auf die Seite setzen und die Fortpflanzung des Geschlechtes der weiblichen Linie übertragen mußte? In dem Falle erschien es Hermann Werner, als füge der sonst ihn vergötternde Vater ihm schweres Unrecht zu. Dem jungen Grafen von Himmelburg gebrach die männliche Tüchtigkeit sich selbst einen Ausweg zu bahnen aus den Wirren, und die Handhabung seines Rechtes zu versuchen. Daher begnügte er sich

den Kopfpolster zusammenzuballen und in ohnmächtiger Wuth einige zornige Thränen zu vergießen.

Mit gewohnter Thatkraft sprang der Majoratsherr aus dem Bette, als der erste Morgenstrahl sein Fenster traf. Eine schwere Familienangelegenheit sollte heute zu glücklichem Abschlusse gelangen. Noch gab es manches anzuordnen, durchzuführen. Dietrich pflegte rüstig ans Werk zu gehen. Doch vorher wollte er einige Athemzüge thun in der würzigen Morgenluft.

Er stieß das Fenster auf, prallte jedoch unmittelbar davon zurück und war mit wüthendem Satze bis an die Thür, wo unter seinem zornigen Risse die Klingelschnur entzweiging.

Unten auf dem sorglich gepflegten, jetzt trockenen, hartgefrornem Rasen stand Joseph, mit über der Brust gekreuzten Armen blickte er nach Hermenegildens Fenster. Gehorsam dem Befehl hatte der Jäger sein bestes Zeug angelegt. Schmuck genug sah der Bursche aus und stattlich dabei, gleich einer Verkörperung des stolzen Herrnprivilegiums, des jus venandi.

Eben neigte sich Joseph und das dunkle Blut schoß in die erst noch bleiche Wange.

Was bedeutet das! ein Zeichen aus dem Zimmer seiner Tochter!

Wieder liebkoste des Grafen Auge die Flinten an der Wand. Rechtzeitig trat ein Diener ein und erhielt den Befehl, Joseph sogleich heraufzuschicken.

Die Braut war früh wach geworden. Unter ihrem Kopfkissen lag zusammen geknittert ein Zettel, den sie gestern auf eigenthümliche Weise erhalten hatte. Unruhe trieb Hermenegilde in die Höhe, sollte sie der sonderbaren Ladung folgen, oder für immer eine Thorheit auswischen aus ihrem Leben?

Die Spannung veranlaßte auch das Mädchen, sich in der nervenstärkenden, belebenden Decemberluft den Kopf zu kühlen.

Kühn, trotzig wild, schaute der empor, bei dem eben ihre Gedanken weilten. Der hatte mit dem Leben abgeschlossen und war bereit, eigenes oder fremdes zu opfern. Damit hörte er aber auf Diener zu sein der Gräfin gegenüber, sondern er hob sich zum Manne mit

starkem Willen und kräftig entflammter Leidenschaft.

Dabei sah Joseph so schmuck aus, daß es des Mädchens Brust durchzitterte.

Verwirrt neigte Hermenegilde das Haupt und schien zu sagen: „ich komme!“

Das war der vom Jäger erwiderte Gruß der Gräfin.

In theilweisem Wahnsinne rannte Joseph nach Dietrich's Zimmer. Unter des Gebieters kalter, rauher Weise gewann er Zeit zu ernüchtern. Mit einem mehrere Stunden in Anspruch nehmendem Auftrage entsandte Dietrich den Jäger. Ungefähr nach der Trauung konnte Joseph wieder zurück sein, um bei der Tafel mit zu serviren — so wollte es der Majoratsherr.

Hermenegilde schlang einen Shawl um ihr leichtes Morgengewand. Gedankenlos, einem dunkeln Triebe folgend, öffnete sie die Thür. Sie hatte die Hochzeitsgäste — den Bräutigam vergessen. Die Liebe war wieder erwacht und lockte mächtig.

Flüssiges Feuer in den Adern trugen ihre

Füße Hermenegilde rasch hinab. Vorn am Schlosse war der, den sie suchte, nicht mehr. Ohne weiteres Besinnen rannte sie der Hofseite mit den Fremdenzimmern zu.

Auch dort fand sie Joseph nicht, aber an einem der Fenster des Erdgeschosses erschien ein Kopf, der auf das eben noch so erhitzte Mädchen vollständig die Wirkung des Medusenhauptes hervorbrachte.

Kälter rieselte das Blut Hermenegildens und unnatürlich starr haftete ihr Blick auf dem Nachtgespenste.

Graf Pählenberg fuhr mit einem Fluche vom Fenster zurück.

„Teufel auch! wer kann denken, daß junge Damen an einem Wintermorgen früh sieben Uhr vor den Fenstern ihrer Freier lustwandeln!“

Pahlenberg faßte sich rasch, die Entdeckung kam ja doch nur vierundzwanzig Stnnden zu früh. Es war für ihn heute ein anstrengender Tag, deßhalb hatte er sich auch zeitig erhoben. Nun stieg er gelassen ins duftende Bad, aus dem starke Essenzen rochen. Ob ihn Hermenegilde liebe oder nicht, blieb gleichgültig, er er-

füllte seinen Theil des Vertrages und erwarb damit lebenslänglich gute Versorgung.

Mit zitternden Knieen erreichte Hermenegilde wieder ihr Zimmer. Sie traf dort die verwunderte Zofe, welche das Bett ihrer jungen Gräfin leer gefunden hatte.

„Ich sah ihn,“ stammelte die Braut entsetzt.

„Wen?“ fragte das Mädchen, „nach Ihren bleichen Wangen zu schließen einen Geist?“

„Schlimmer als das, ich sah Pahlenberg!“

„Ich verstehe! er war noch nicht zurecht geputzt!“

Zofen kennen die Geheimnisse der Schlafgemächer besser als die Damen. Das Mädchen öffnete nun ihre Schleußen und schonungslos wurden des Bräutigams Toilettenkünste preisgegeben. So lange sich Graf Pahlenberg damit begnügte, der Mann in reifern Jahren, des Majoratsherrn Freund zu sein, verrieth ihn Niemand, aber dem jugendlich scheinen wollenden Freier einen Streich zu spielen, dünkte reizend. Nur Furcht vor Dietrich fesselte die Zungen — nun hatte ja Gräfin Hermenegilde selbst gesehen und die Zofe sprach.

„Aus der Hochzeit wird nichts!“ rief die junge Dame.

Alles Zureden blieb vergebens.

Die über die Folgen ihrer Schwatzhaftigkeit entsetzte Kammerjungfer besann sich, wen sie zur Verstärkung herbeiholen solle. Die Mutter, unvernünftig und heftig, verdarb jede Sache. Die Großmutter war zu gut und schwach. Die jungen Schwestern besaßen keinen Einfluß. Streng war der Dienerschaft untersagt, Hermann Werner irgend eine Gemüthsbewegung zu verursachen. Den verheerenden Zorn des Majoratsherrn rief Niemand gern wach. Hermann war zu dumm, so blieb nur Johann übrig.

Hermenegilde lag allein gelassen erschöpft auf dem Ruhebett, die verschiedenen Gemüthsbewegungen, die Ahnung bevorstehender Stürme hatten sie überwältigt.

Leise kratzte es, und als die Braut von dem sonderbaren Geräusch überrascht nachsah, stand ein zierlich gekleidetes, niedliches Kind mit mächtigem Blumenstrauße vor der Thür. Die kleine Marie war es, des Schloßgärtners Töchterchen und der regierenden Gräfin Pathchen.

Freundlich zog Hermenegilde das Kind ins Zimmer, nahm die überreichten Blumen und küßte die Kleine.

„Sind Sie allein?" lispelte Marie.

„Ja!"

„Onkel Joseph hat mir dies für Sie gegeben."

Geschickt zog der kleine Liebesbote ein Papier aus der hinaufgehaltenen Schürze.

„Gieb."

Mit flammenden Wangen riß Hermenegilde den Brief auf. Er war von Balduin und dieser bat dringend um eine Zusammenkunft auf einer von ihm bezeichneten Stelle des Himmelburger Forstes. Nur vor verhaßter Verbindung beabsichtige er die theure Cousine zu retten, schrieb Balduin, ihm gegenüber solle sie frei bleiben.

Hermenegilde strich sich über die Stirn, für ihr Fassungsvermögen wurden die verschiedenen sie bestürmenden Eindrücke zu viel.

Gestern hatte sie ein paar, den letzten Abschied begehrende Zeilen von Joseph erhalten. In kleiner, ungefähr eine Viertelstunde vom

Fuße des Schloßhügels entfernter Wegkapelle sollten sie sich treffen.

Heute lud sie Balduin zu sich in den Wald und Joseph übernahm Botendienst!

Doch auch zum Ueberlegen blieb Hermenegilde keine Zeit. Männliche Tritte schallten am Vorplatze, Graf Johann von Himmelburg trat steif ins Gemach und zwischen seinen langen Beinen durch, ihn beinahe zum Falle bringend, lief das Kind davon.

Die feierliche Haltung des Eintretenden wurde durch dies Ereigniß ein wenig erschüttert. Doch Johann sammelte sich bald zu ermahnender Anrede.

Wunderbar wenig nützte des gelehrten Grafen Beredtsamkeit.

Theilnahmlos, stumpf lag Hermenegilde, sie schien ihn gar nicht zu hören.

Nun gehörte der Fall unzweifelhaft vor den Majoratsherrn, der Bruder ging, dem Haupte der Familie Bericht zu erstatten.

Bleich, mit verbissener Wuth, kam Dietrich. Sein zorniger Wink entfernte das Kammermädchen.

Durch den Anblick des gefürchteten Vaters erschreckt, schnellte Hermenegilde entsetzt in die Höhe. Er drückte sie wieder auf den Sitz zurück.

„Du weißt, daß die Heirat nothwendig ist," sprach Dietrich langsam zwischen den Zähnen. „Wenn es sein muß, schleppe ich Dich an den Haaren zum Altare."

Dabei hatte die riesige Rechte den Mädchenarm gepackt und ließ, sich tief in das Fleisch pressend, auf lange eine Spur zurück.

„Kleiden Sie die Gräfin an!" herrschte Dietrich draußen der Kammerjungfer zu.

Im Salon begannen die Gäste sich zum Hochzeitszuge zu sammeln.

Da saß die Gräfin Wittwe im steifen Brocat, der, seit der Bonaparte aus Kassel vertrieben war, das Licht nicht mehr gesehen hatte. Sie, der die Ehe ein langes Leiden gewesen, fühlte sich weinerlich gerührt am Ehrentage des Lieblingsenkels.

Prachtvoller nakaratrother Sammet bauschte sich um die regierende Gräfin, sie hatte Mühe, sich unter der Last des Familienschmuckes aufrecht zu erhalten. Die eitle Frau sonnte sich

im Glanze der Versammlung. Sie vergaß darüber Kränklichkeit und Nervenschwäche.

Graf Pahlenberg befand sich an ihrer Seite. Er benahm sich dieses Mal äußerst galant gegen die künftige Schwiegermutter und zwang sich mit dem Anschein von Interesse auf ihr Geschwätz zu hören. Man konnte glauben, sie sei die Braut — die Beiden gaben ein passendes Paar ab.

Zuweilen stockte die Unterhaltung, erwartungsvolle Blicke richteten sich nach der Thür — weshalb zögerte die Braut so lange?

In Freiherrn von Rauhenzell erwachte die Ahnung, als ob alles gut stände, das heißt schlecht für des Majoratsherrn Pläne, aber um so besser für die entgegengesetzten Interessen des Schwiegersohnes.

Der Schützling der clericalen Partei benutzte einen günstigen Augenblick, um zu entschlüpfen. Ehrbar genug stieg er den Schloßhügel hinab, aber unten durch Gebüsche vor beobachtenden Blicken gedeckt, fing er zu rennen an, bis er eine vor einem einsamen Landwirthshause haltende Kutsche erreichte.

Ein bleiches, hageres Gesicht hob sich vom Brevier, über welches es sich geneigt hatte. Die Verbündeten flüsterten zusammen.

„Wir dürfen sie erwarten," bemerkte Rauhenzell.

„Das walte Gott," gab Feldkamp minder gläubig, minder hoffnungsfreudig zurück.

„Ich muß wieder auf das Schloß," sagte der Schwiegersohn des Majoratsherrn, „damit meine Abwesenheit nicht auffalle."

In eiligem Laufe kehrte Freiherr von Rauhenzell heim.

Entgegengesetzt der Richtung, in welcher sich die Widersacher des Vermählungsprojektes getroffen, am Saume des Himmelburger Forstes, saß Balduin auf einem Baumstamme. Unfern davon war sein Pferd angebunden.

Der Graf lauschte ungeduldig auf von Himmelburg herkommende Töne. Daraus ließ sich der Fortschritt einer seine Hoffnungen vernichtenden Sache entnehmen.

Noch hallten die Glocken ihre Werbung — noch fand der Kirchgang nicht statt.

Nicht minder gespannt horchte Balduin dem

Walde zu. Von dorther mußte der Mann kommen, auf dessen Hülfe er allein bauen konnte.

Zuweilen erhob sich Balduin, seinen steifen Gliedern wieder Beweglichkeit zu schaffen. Unmuthig schritt er hin und her, all der mühsamen Versuche, sich in Hermenegildens Gunst festzusetzen gedenkend. In der nächsten Stunde mußte ihm die Frucht reifen — oder das Spiel war unrettbar verloren.

Rasche Hufschläge schallten durch die Bäume, der Graf richtete sich erwartungsvoll empor. Joseph kam rasend angesprengt und wild klopften die Flanken seines Pferdes.

Auf diese Weise kehrte der Bursche weit früher zurück, als ihn Dietrich heim haben wollte.

In Balduin's Nähe parirte Joseph sein Pferd und warf herabspringend dem Grafen nachlässig die Zügel hin.

„Wirst Du sie mitbringen?“ fragte Balduin athemlos.

Die Antwort blieb aus.

In düsterer Entschlossenheit setzte der Jäger seinen Weg finster und schweigsam fort. Bal-

duin übersah im Drange des Augenblickes das respectswidrige Benehmen seines Verbündeten. Er deckte sorglich mit seinem Mantel das erhitzte Pferd zu und führte es langsam umher. Dies Thier mußte bereit sein, Hermenegilde aufzunehmen.

Uebrigens war Balduin's Fluchtplan ein sehr einfacher, nur bis zu seinem Hauptquartier in die Waldschenke wollte er die Cousine führen. Unmittelbare Entdeckung drohte nicht, und hatten sie erst eine Nacht dort miteinander gewohnt, dann durfte der Majoratsherr Balduin die Hand der Tochter nicht länger verweigern.

Mittlerweile ließ sich Hermenegilde theilnahmslos ankleiden. Der Gegenstand so vieler sich widerstrebenden Pläne schien selbst in gänzliche Stumpfheit versunken zu sein.

Der Vater war es zufrieden.

Wer sonst nachsehen kam, traf die Brauttoilette in günstigem Fortgange.

Hermenegildens unnatürliche Gelassenheit erregte keinen Verdacht bei ihrer Umgebung.

Fertig stand sie da zum Traualtare. Das Glas warf ein hübsches, junges Mädchen in

reicher Kleidung zurück, Hermenegildens Augen suchten das Spiegelbild nicht.

Die Kammerjungfer sah ihre Dame das Schlafgemach verlassen und den Weg nach der Haupttreppe einschlagen, sie zweifelte keinen Augenblick, die Braut trete in den Salon zur Gesellschaft.

Stärker klangen die Glocken wieder mit ihrer Werbung herüber aus der Kapelle. Der Brautzug mußte sich rüsten, sobald Hermenegilde bereit war.

Diese blickte sich draußen auf dem Vorplatze scheu um, menschenleer erschien er eben jetzt. Nun schoß Hermenegilde pfeilschnell die Treppe hinab. Unten stieß sie ein Pförtchen auf und rannte ins Freie. Ohne auch nur inne zu halten, lief sie den Schloßhügel abwärts.

Ein frostig klarer Wintertag lag über der Gegend, die Sonne schien hell. Sie umglänzte strahlenförmig den goldigbraunen Lockenkopf eines Kindes. Die kleine Marie saß am Fuße des Hügels, da wo ein rauschender, ziemlich tiefer Bach vorüberfloß. Das Kind spielte mit bunten Kieseln.

Nun ließ es plötzlich die Steinchen fallen. Hermenegilde flog daher im prachtvollen Kleide aus weißem Seidenzeuge, mit kostbaren Spitzen überdeckt. Juwelen blitzten von der Brust und den Armen. Ueber den rothen, glühenden Wangen, über der erhitzten Stirn erhob sich der Kranz aus Myrthe und Orangenblüthe, der Schleier flatterte wild.

Alle Fähigkeiten des Kindes schienen in dessen Gesichtssinn übergegangen zu sein. Mit starren, verwunderten Augen hing Marie an der jungen Gräfin.

Diese hielt nun wenige Schritte von dem Kinde, ohne dasselbe zu beachten. Hoch wogte ihre Brust.

Wandte sich Hermenegilde rechts? da wähnte sie, harre Joseph zum letzten Abschiedsgruße.

Floh sie dem Walde zu in Balduin's Schutz?

Es schien als zögere und wanke das Mädchen. Bisher hatte sie, wildem Impulse folgend, ohne Ueberlegung gehandelt.

Doch nicht das Kind allein, auch noch ein Mann bewachte Hermenegilde.

Der Jäger Joseph war auf dem Wege nach

dem Schlosse gewesen, als er die weiße Gestalt herabschweben sah. Er barg sich rasch hinter den Stamm einer mächtigen Fichte und lauerte wie auf dem Anstande.

Sprang er jetzt vor, erfaßte des Mädchens Hand und riß sie mit sich dem Walde zu, dann erreichten die Zwei Balduin in kaum zehn Minuten. Sie mußten weiten Vorsprung gewinnen, bis man im Schlosse die Verfolgung beginnen konnte.

Zum Berechnen war indessen Joseph's Kopf eben nicht klar genug. Es tobte nur die Leidenschaft wild in seinem Innern. Dasselbe Gefühl entflammte ihn, das den Tiger ergreift, wenn er sich auf die Beute stürzt.

Die Augen funkelten von Mordlust! Der Dampf des Blutes stieg ihm schon zum Gehirne auf, wollüstig lockend.

Er durfte nicht, kein Anderer sollte Hermenegilde besitzen!

Zwar ist die treue Büchse nicht zur Hand, doch des Burschen Rechte zuckt nach dem an seiner Hüfte herabhängenden Jagdmesser.

Ein wilder Schrei entfährt nun der Mannesbrust, der zitternde Ruf eines Mädchens vermählt sich ihm. Die Kleine hält entsetzt die Händchen vor das Gesicht.

Marie hat nur noch gesehen, wie Hermenegilde vorstürzt gegen das Wasser und Joseph auf sie zuspringt — dann folgt eine seltsame Umarmung, und hierauf ertönen die Schreie.

Bis das Kind sich wieder umzuschauen wagte, war es ruhig und still geworden am Ufer des Baches. Von Hermenegilde und Joseph zeigte sich keine Spur mehr. Doch an den Büschen schimmert etwas Weißes.

Das ist der Brautschleier und der Kranz!

Marie greift nach den glitzernden Gegenständen und läuft damit dem Schlosse zu.

Gleich Banko's Geist tritt die Kleine mit ihrer Beute in die glänzende Versammlung. Zagend vernehmen sie alle die verwirrte Erzählung.

Freiherr von Rauhenzell wird tödtlich bleich auf seinem kaum wieder eingenommenen Platze.

Ist sein und seiner Verbündeten Anschlag gelungen? Aber wozu dann Schleier und Kranz ablegen?

Der Schwiegersohn des Majoratsherrn kann die Spannung kaum ertragen — dabei bebt er, daß ihn seine nicht zu überwindende Erschütterung verrathe.

Die Gräfin Wittwe betet und schluchzt. Die Mutter der Braut fällt in Ohnmacht. Die Schwestern weinen und schreien.

Den Majoratsherrn rüttelt es wie Fieberfrost, was trat jetzt noch in der elften Stunde ein, seinen Willen zu durchkreuzen?

Doch ehe Dietrich einen Entschluß zu fassen vermag, heftet sich sein Auge entsetzt auf Hermann Werner. Der Blick des Erbgrafen ist unnatürlich starr geworden, die Pupillen haben sich erweitert, weißlicher Schaum sammelt sich um die Lippen.

Auf des Bruders gebieterischen Wink fassen Hermann und Johann den Neffen, sie zerren ihn fort.

Verwirrt stehen die Gäste, nur der Bräutigam ist verhältnißmäßig gefaßt.

„Komm mit mir, Pahlenberg!“ stößt Dietrich hervor.

Er hat sich zum Handeln aufgerafft. In seinem Hause soll kein Anderer als er herrschen und sei es auch nur in der vorübergehenden Verwirrung einer entsetzlichen Minute.

Schweigend nehmen die beiden Grafen den Weg, den kurz vorher Hermenegilde gegangen war. Fetzen von Spitzen an den Sträuchen bezeichnen ihre Spur. Der gefrorene Erdboden nahm den Eindruck eines Fußes nicht auf, Schnee lag keiner.

„Wo fandst Du Schleier und Kranz?“ fragte Dietrich die erschreckte Kleine, welche er mit sich geführt hatte.

Marie zeigt die Stelle. Es ist dicht am Rande des Baches.

Der Majoratsherr biegt die Zweige auseinander. Vor ihm rauscht klar und unergründlich das Wasser vorüber. Was es in seinen Tiefen birgt, verräth der Spiegel nicht.

„Hermenegilde ist todt!“ ruft der Vater kalt entschlossen.

„Sie verunglückte,“ antwortete er auf Pahlenberg's fragenden Blick, „meine Tochter ist keine Selbstmörderin.“

Der beraubte Bräutigam wußte nun, welche Parole ausgegeben sei.

Die ganze Geschichte packte ihn unangenehm peinlich. Er war mit deren Rückschlag auf sich selbst in Gedanken so eifrig beschäftigt, daß er gar nicht wahrnahm, wie der Majoratsherr einen Federhut von der Erde hob und in den Bach schleuderte. Die Wellen führten ihn rasch mit sich fort.

Später wurde der Bach unter Beistand der anwesenden Herren durchsucht, ohne allen Erfolg.

Hermenegilde war verunglückt, das hielt der Vater fest. Alle weiteren Nachforschungen, jede Einmischung von außen lehnte er ab.

Nur ein seltsamer Umstand, brachte er auch kein Licht in das Dunkel, schien dennoch mit dem Unfall in Verbindung zu stehen.

Von der Stunde an, als Gräfin Hermenegilde verschwand, wurde auch der Jäger Joseph vermißt.

In des Majoratsherrn Gegenwart wagte indessen Niemand die zwei Ereignisse mit einander zu verknüpfen.

Dietrich war froh, daß sein Jäger von der Erde verschlungen schien — dies ersparte dem Grafen — ein Verbrechen.

„Das Erbe von Himmelburg."

Rings umher verbreitete das unaufgeklärte Ereigniß in Schloß Himmelburg dumpfes Bangen.

Die Gäste waren entsetzt vom gestörten Hochzeitsfeste geflohen und hatten in der ganzen Nachbarschaft seltsame Gerüchte ausgestreut.

Freiherr von Rauhenzell verbarg sich in sein Schloß und fing an, die dahinsiechende Gattin zärtlich zu pflegen, um sich eine Haltung zu geben.

Rector von Feldkamp hielt strenge Exercitien in Maria=Schnee, über eine Woche verließ er die eigens dazu eingerichtete Zelle nicht, welche ein Fenster nach der Kirche hatte, um der Messe beizuwohnen.

Graf Balduin von Himmelburg floh, als

seien die Furien hinter ihm her. In unglaub-
lich kurzer Zeit tauchte er in der Landeshaupt-
stadt auf. Jeden Tag zeigte er sich bei einer
fürstlichen Jagd oder sonst einer öffentlichen
Gelegenheit. So unheimlich dünkte ihm die
Geschichte auf Himmelburg, daß er für nöthig
hielt, sein Alibi zu beweisen.

In dieser Stimmung verzichtete Balduin
auch feierlich auf seine bisherige Aufgabe, die
dem ältern Mannesstamme entfremdeten Fami-
liengüter wieder zu erwerben. Wenigstens meinte
er es zu thun, denn das Menschenherz läßt,
bevor die Begierde gesättigt ist, nie gänzlich
fahren, was es jemals heiß begehrte.

Auf Schloß Himmelburg begann man all-
mälig sich zu beruhigen über das Geschehene.

Graf Pahlenberg reiste gleich ab. Wahr-
scheinlich fand sein Freund Gelegenheit, ihn auf
schonende Weise für die mißglückte Heirat zu
entschädigen, denn er langte in sehr guter Laune
in der Hauptstadt an. Der „alte Kater“ war
gegen Pauline freigebig und hatte viel Geld.
Nun da er aus seiner augenblicklichen Verlegen-
heit sich befreit sah, schien Pahlenberg sehr zu-

frieden, der Rolle eines jungen Ehemannes enthoben zu sein.

Als seine Andachtsübungen beendet waren, kam Feldkamp officiell nach Schloß Himmelburg, um dem Majoratsherrn aufzuwarten. Er hatte die stille Einsamkeit von Maria-Schnee gesucht, seine Seele von den Schlacken der Welt zu reinigen, so berichtete er in vollkommen unverfänglichem Tone. Des stattgehabten tragischen Ereignisses in der gräflichen Familie erwähnte der glatte Jesuit nur in der Form von dunkeln Anspielungen, auf Schickung und Heimsuchung. Auch Dietrich ging auf den Gegenstand nicht näher ein, er konnte — wollte das Geheimniß nicht heben.

Dagegen äußerte der Majoratsherr sein Bedenken wegen Ernst's noch immer verzögerten Eintritt ins Kloster.

Bei dem Punkte ruhten die dunkeln Augen des unheimlichen Priesters forschend auf dem Gesichte des Landedelmannes. Er murmelte von dem rechten Berufe und der mystischen Macht des Glaubens, die im Jüngling abgeschwächt erscheine.

Zornig flammte Dietrich auf; wo sein gewaltiger Wille ins Spiel kam, schwanden alle die übrigen Rücksichten. Dietrich brach sogar in die Drohungen aus, Ernst aus Maria-Schnee jagen zu lassen und die Hand von dem Unwürdigen gänzlich abzuziehen.

„Sollte es nicht besser sein, den Jüngling unter den Augen zu behalten?" fragte Feldkamp lauernd.

Wieder brannte zorniges Roth auf den Wangen des Grafen von Himmelburg. Wie viel, oder wie wenig hatte der schlaue Priester von dem, was er nicht offenbaren wollte, errathen?

Auch Feldkamp, so demüthig sich rasch sein Haupt neigte und sein Blick senkte, deutete die Zeichen der Erregung richtig.

Unter Umständen konnte Ernst eine Waffe der clericalen Partei gegen den Majoratsherrn werden.

Deshalb stimmte auch der Rector, freilich aus ganz anderen Gründen als Pater Albert, mit letzterem überein, mit Ernst's Einkleidung zum Mönche zu zögern.

Bei der regierenden Gräfin fand Feldkamp wenig Anklang. Desto mehr aber bei der frommen Wittwe. Sie beichtete ihm wieder ihre alte Sünde. Sie legte ihm ihr ungeachtet der Jahre kindisch gebliebenes Innere, ihren schwachen Verstand gänzlich blos.

Feldkamp ertrug die Langeweile dieser Mittheilungen mit seiner gewöhnlichen Geschmeidigkeit. Es kamen auch ihn interessirende Punkte vor.

Die Gräfin Wittwe hatte vor dem Geweihten keine Geheimnisse. Sie berührte eine längst der Vergangenheit angehörende, durch Dietrich gewaltsam getrennte Jugendliebe ihres Sohnes Hermann für eine Protestantin. Zugleich sprach sie auch von des Erbgrafen seltsamen Krankheitszustande und erwähnte Hermenegilde's Fall, wie deren unaufgeklärtes Ende.

Immer war es nur wenig, was die Frau wußte, aber dennoch half es Feldkamp eigene Vermuthungen an einander zu reihen und selbstständige Schlüsse zu ziehen. Dichter wob sich das von ihm begonnene Netz über dem Haupte des Majoratsherrn zusammen.

Besonders aufmerksam wurde Feldkamp, als die Greisin eines geweihten Opfers, bestimmt die Schuld ihres Hauses zu sühnen und die göttliche Gnade darauf herab zu ziehen, gedachte.

Mechtilde, das gute Kind, wollte der Welt entsagen.

Widerlich klang dieses Mal Feldkamp das Rothwälsch, dessen er sich doch so häufig selbst bediente. Er sah eben durch die gemachten Andeutungen seine Pläne durchkreuzt.

Aller Wahrscheinlichkeitsberechnung zufolge vergab jetzt Mechtildens Hand das Majorat von Himmelburg. Wurde die Wahl, wie es bei ihrer Richtung nicht schwer fiel, auf den Candidaten der clericalen Partei gelenkt, dann erschien auf lange hinaus die Zukunft gesichert — aber ins Kloster durfte Mechtilde nicht.

Rector von Feldkamp erbat sich eine Unterredung mit der jungen Gräfin, er kam damit deren eigenem Wunsche zuvor.

Was für die tanzlustigen Ballschönen einer Residenz ein flotter Kavallerieofficier, für die schöngeisternden Damen von unbestimmten Jahren

ein berühmter Dichter ist, das war dem armen Mädchen — ein Priester.

Zagend, mit gesenkten Augen trat sie ein, küßte Feldkamp's magere häßliche Hand und kniete, um seinen Segen bittend, vor ihm nieder.

Einschmeichelnd war sein Gruß, salbungsvoll seine Anrede. Nur erweiterte sich der Hörerin Pupille in unverstelltem Entsetzen, als er die Ehe pries und ihr als Pflicht hinstellte.

Häßlich genug waren die Farben, in welchen der unbeweibte, ascetische Schwärmer die Verbindung der beiden Geschlechter ausmalte — wo hätte er auch heitere, schöne, lebenswarme hergenommen auf seiner Palette?

Kein Wunder, wenn Mechtilde die Zwangsarbeit des Klosters der Zwangsarbeit der von Feldkamp geschilderten Ehe vorzog.

Gemäß ihrer Richtung war Mechtilde zu einem krankhaften Grauen und verrückter Abscheu vor den Männern gelangt. Der Gegenwärtige vermochte diese Tollheit nicht zu heben.

Feldkamp machte die unliebsame Entdeckung,

daß ein Werkzeug der Hand des Meisters entwachsen kann. Anfangs empfängt ein schwächliches Stämmchen die aufgedrungene falsche Richtung, nachher wächst es selbstständig in derselben fort, keine Hand vermag es mehr in die rechte zurückzubiegen.

Als der Rector eindringlicher wurde, schaute ihn Mechtilde verwundert an und fragte, ob er als Priester den status perfectionis, so heißt im mystischen Gewäsche der Klosterstand, irgend einem andern nachzusetzen wage?

Feldkamp mußte schweigen.

Unzufrieden entfernte sich der Rector von dem nur allzufrommen Wesen. Unzufrieden stattete er seinen Besuch bei Freiherrn von Rauhenzell ab, er brachte dem Verbündeten keine günstigen Nachrichten.

Uebrigens fand er einen gewissen Genuß darin und glaubte wichtige Amtspflicht zu erfüllen, indem er die schwer leidende Schloßfrau ihre letzten Lebenstage hindurch quälte.

Der Unglücksfall auf Himmelburg hatte das Erlöschen der Freifrau von Rauhenzell beschleunigt.

Der Wittwer weinte und raufte sich die Haare aus, nicht darüber, daß seine Frau gestorben war, sondern weil es vier Wochen zu spät geschah. War er damals frei, so ging alles anders und Hermenegilde fiel ihm zu.

Nach dem neuen Trauerfall reiste Rector von Feldkamp ab. In Himmelburg gab es vor der Hand nichts zu thun, denn Mechtilde hatte schon ein nahes Kloster bezogen und alle Berechnungen vereinigten sich nun auf die vierzehnjährige Ludmilla.

Der trostlose Wittwer bewies sehr bald seiner jungen Schwägerin die ausgezeichnetste Aufmerksamkeit. Als vorsichtiger Mann sorgte er für die Zukunft und strebte danach, sich sachte des Platzes zu bemächtigen.

Im Uebrigen war es stiller, öder und ungemüthlicher als je auf Schloß Himmelburg.

Die regierende Gräfin hatten die letzten Ereignisse übellauniger und kränklicher noch als vordem gemacht. Die Gräfin Wittwe erschien noch zerknirschter und verhimmelter als früher. Der Majoratsherr lebte im Forste und bewachte

dabei mit einer gewissen Buldogg-Verbissenheit den ihn beständig begleitenden Erbgrafen. Verdrossen schleppte Hermann seine leeren Tage hin und übte Nachts Wächterdienst, er ließ sich zu Allem im Hause gebrauchen und mißbrauchen. Das vollkommen unverdauliche Machwerk, die urkundliche Geschichte der Grafen von Himmelburg schritt mächtig vor. Weil eben jetzt Dietrich die Zügel des Hausregimentes schlaffer hielt als sonst, versuchte sich Johann neben seiner gelehrten Arbeit im Herrschen. Er trat eben so genau in die Fußstapfen des Aeltesten, als es der Unterschied ihrer Lebensstellung und Willensstärke erlaubte.

Ganz unbekümmert zeigte sich die junge Erbin. Sie schien gar keinen Begriff von der erlangten Wichtigkeit zu haben. Nach wie vor lief sie davon wo sie konnte und eilte den Schloßhügel hinab zu den Dorfkindern.

Ludmilla entsagte dem ästhetischen Vergnügen des Balgens mit der ländlichen Jugend auch dann nicht, als gegen das Frühjahr zu unter der ärmeren Bevölkerung eine bösartige Seuche ausbrach.

Das wilde Mädchen schleppte die Ansteckung mit sich ins Schloß.

Nach mehrwöchentlichem Kampfe erlag die letzte der vier Schwestern.

Nun verfaßte Vitus Horner wieder einen seiner langen Briefe an den Rector von Feldkamp. Nun hielten auch wieder der Schloßkaplan und der Guardian von Maria-Schnee große Berathungen. Freiherr von Rauhenzell gab jede Hoffnung, das schöne Majorat zu erwerben, auf. Es blieben nur mehr Männer im Hause Himmelburg übrig, die konnte er mit dem besten Willen nicht heiraten.

Ob wohl nun endlich doch die Reihe an die Brüder kommt?

Hermann war zu gebrochen, zu einfältig, selbst um die Frage zu thun, auch sperrten ihm eigenthümliche Verhältnisse die Hoffnung ab. Aber Johann begann von künftiger Herrschaft und Herrlichkeit zu träumen.

Auch wäre der gelehrte Graf sehr geneigt gewesen, sich durch seine Brille die Töchter des Landes zu betrachten, um daraus eine katholische, ebenbürtige Gemahlin zu erkiesen.

Aber der Majoratsherr gab nicht die leiseste Ermunterung hierzu, und von der Apanage konnte Johann keinen gräflichen Hausstand bestreiten.

Somit war das Erbe von Himmelburg wieder eine offene Frage geworden.

Viertes Buch.

„Hermann Werner's Brautfahrt."

Die Gemüther in Schloß Himmelburg unterlagen ängstlicher Spannung. Jedem dünkte, es müsse etwas Außerordentliches geschehen. Hinter Dietrich's umwölkter Stirn mochte sich die Lösung der Frage bergen. Indessen verflossen Wochen, ohne daß er seinen Willen kundgab.

Endlich berief Dietrich den Familienrath.

Als sie alle versammelt waren und des Majoratsherrn kaltes graues Auge die Reihen überflogen hatte, blieb es mit eigenthümlichem Ausdrucke auf Hermann Werner haften.

In kurzer Rede spielte Dietrich auf die Unglücksfälle in seinem Hause an, wiederholt betonte er des Himmels Strafe für alte und neue Sünden. Die Greisin erbleichte noch tiefer

unter den rauhen Worten des Sohnes, und Hermann ward sein Sitz zum Armensünderstuhl.

Im Gebete habe er nach Erleuchtung gerungen, sei ernsthaft mit sich zu Rathe gegangen und habe als seine Pflicht erkannt, schloß er, den Sohn zu vermählen.

Gleich Donnerschlag fiel es auf alle Anwesenden, sie blieben wie betäubt, nur über Hermann Werner's ungesundes Gesicht zuckte es freudig.

„Ja, Vater Du hast das Rechte gefunden, ich sehne mich nach einer Frau!" rief der Erbgraf aus.

„Dietrich, es kann, es darf nicht sein," lispelte die Wittwe bebend, und Thränen klangen in ihrer Stimme.

„In unserer Provinz sind nur drei Familien, mit denen wir uns ohne Mißheirat verbinden könnten," bemerkte die Gattin des Majoratsherrn, „und ich glaube nicht, daß man eine der jungen Damen der fürchterlichen Probe unterwerfen dürfte."

Graf Johann wartete mit Ungeduld, bis die Reihe an ihn käme. Doch kaum hatte er

den Mund geöffnet, als die Schwägerin weiter fort fuhr.

„Ungeachtet aller Vorsicht sind Gerüchte in die Oeffentlichkeit gedrungen, und ich fürchte, Hermann Werner's Werbung stieße auf Schwierigkeiten.“

Der jüngste Bruder des Majoratsherrn vermochte nun sich nicht länger mehr zurückzuhalten, verächtlich streifte sein Blick Hermann, der verdummt und stumm saß.

„Bedenke!“

„Ich weiß, was Du sagen willst, Johann, es ändert nichts an meinem Entschlusse.“

„Ihr seid alle gegen mich, Großmutter, Mutter und Oheim,“ ehe Hermann Werner vollenden konnte, fing ihn der mächtige Arm des Vaters auf, dieser hatte wahrgenommen, wie sich die dunkeln Ringe um die Augen des jungen Mannes verdichteten.

Sie wankten beide hinaus, wie versteinert blieben die Uebrigen zurück.

„Herr erbarme dich!“ murmelte die verwittwete Gräfin und suchte nach den Perlen ihres Rosenkranzes.

„Es wird schlimm enden,“ versetzte die regierende Gräfin aufgebracht.

Hermann schwitzte dicke Tropfen und Johann hielt nun eben so ängstlich seine Meinung zurück, als er sonst sich beeilte, sie preis zu geben. Dem gelehrten Grafen bekam dies Mal sein diplomatisches Schweigen ausgezeichnet, denn schon kehrte Dietrich wieder.

Finster maß Letzterer die Versammlung, hatten sie es gewagt an seinem Ausspruch zu mäkeln?

„Wie geht es Hermann Werner?“ fragte die Mutter.

„Er ist nicht krank,“ entgegnete Dietrich strenge, „und Du Hermann begieb Dich zu ihm.“

Höhnisch zuckte es um Johann's Lippen, doch er schwieg.

„Morgen reisen wir,“ fuhr der Majoratsherr fort, „während unserer Abwesenheit muß Schloß Himmelburg gerüstet werden zur Hochzeit.“

„Du hast schon eine bestimmte Braut in Aussicht?“ fragte die Gattin zaghaft.

„Ich habe sie.“

„Wenn sie ablehnen sollte?“

„Frau!“

Die Zornesader auf Dietrich's Stirn schwoll so mächtig, daß Marie es für geeignet fand, einen Nervenanfall zu bekommen.

So endete der Familienrath auf Himmelburg.

Nach dem Mittagsmahle, während welchem geistiger Druck wie ein Alp auf ihnen lastete, fuhr die Gräfin Wittwe heim.

Alte Erinnerungen waren in ihr aufgeregt worden, sie fühlte sich mächtig erregt und bedurfte daher geistlichen Zuspruches.

Vitus Horner wurde nach Goldheim berufen.

Was sie ihm mittheilte, was sie ihm beichtete, klar war es nicht, zu klarem Bewußtsein im Kopfe des Schloßkaplans gelangte es keineswegs, nur färbte sich ihm eine dunkle Geschichte noch finsterer.

Wie in allen schwierigen Lagen berichtete Vitus Horner an Rector von Feldkamp. Doch war es dem wackern Arbeiter im Weinberge nicht zu verdenken, daß er sich auf die Mühen des Tages durch eine gute Mahlzeit stärkte und nachher sich zum Schlafe des Gerechten nieder=

legte, schriftliche Geschäfte besorgte er nie des Nachmittags.

So kam es, daß, als Vitus Horner sein Schreiben selbst zur Bahnstation brachte, die beiden Grafen bereits bedeutenden Vorsprung gewonnen hatten.

Am nämlichen Abend ihrer Ankunft in der Hauptstadt verstauchte sich Feldkamp auf dem Glatteise den Fuß. Seine schlechten Säfte verliehen jedem unbedeutenden Zufall Gewicht auf das körperliche Befinden, er mußte liegen.

Vater und Sohn stiegen in einem der elegantesten Hôtels der Hauptstadt ab. Nach einer sehr kurzen Toilette erklärte der Majoratsherr, er beabsichtige noch für heute einen Besuch bei Horsten.

Der junge Wilde des Teutoburger Waldes sah sich verlassen, einsam und schutzlos auf den gasflimmernden Straßen. Man stahl ihm sein Taschenbuch aus dem reichen Pelzrocke, und die geputzten, geschminkten, durchaus nicht blöden Frauen richteten Verwirrung in seinem Haupte an.

Mittlerweile gelang es Dietrich, den, nun Minister gewordenen, Freiherrn von Horsten

zu Hause anzutreffen. Ueber Familienangelegenheiten verständigten sich die zwei Jugendkameraden besser als über Politik. Außerdem hatte der Onkel der jungen Erbin nachgerade entdeckt, daß diese, ungeachtet aller Vorzüge, nicht eben leicht zu verheiraten sei. Auch huldigte er jetzt wieder seiner alten, echten und einzigen Geliebten, der Macht, dagegen wog eines Mädchens Liebesglück verschwindend gering.

Seine eigene Zustimmung zu Dietrich's Ehestiftungsplänen ertheilend, machte Freiherr von Horsten die Entscheidung von seiner Nichte abhängig. Einstweilen lud er für den folgenden Tag die zwei Grafen Himmelburg zu Tische.

Rosa nahm ihres Onkels Mittheilung kühl, beinahe mit etwas Widerwillen auf. Sie bewahrte dem tölpelhaften Jungen, mit welchem sie sich in ihrer Kindheit öfter gebalgt hatte, ein nichts weniger als zärtliches Andenken.

Aber!

Der poetische Blüthenstaub jugendlicher Unbefangenheit war Rosa gänzlich abgestreift, Wolf Siegfried und Waldemar hatten Narben in ihrem Innern zurückgelassen, wie die abfallenden Blät-

ter es am Aste thun. Gab es wirklich eine Liebe für einen Mann? konnten sich zwei Menschen als zusammenpassende Hälften vereinigen? war es möglich, sein Ideal leibhaftig anzutreffen? in ihrer gegenwärtigen Stimmung zweifelte Rosa an allem dem.

Auf ihren Gütern hatte sie sich gelangweilt und war zur Wintersaison wieder in die Hauptstadt geflohen. Wolf Siegfried reiste, so blieb Rosa ein peinliches Wiedersehen erspart. Aber sonst hatte der Winterfeldzug nichts Neues, nichts Erfreuliches geboten.

Die Himmelburg waren beschränkte, in starren Vorurtheilen befangene Menschen, was sie aber keineswegs verhinderte, sehr reich und sehr vornehm zu sein. Jedenfalls lohnte es sich der Mühe, Hermann Werner anzusehen, und erschien er nicht gar zu unerträglich, dann vielleicht!

Wenn indessen es auch noch sehr unentschieden blieb, ob der Erbgraf Rosa gefallen würde, daß sie auf ihn einen überwältigenden Eindruck hervorbringen müsse, so viel stand fest bei der jungen Dame.

Rasch und flüchtig theilte sie Tante Theodo-

linde die gehabte Unterredung mit. Durch eigene Gedanken in Anspruch genommen, übersah Rosa der Stiftsdame Erschrecken bei dem Namen Himmelburg. Hierauf warf die Erbin einige Zeilen auf das Papier, Martha und deren Gatten zum morgigen Diner zu laden. Rosa vergaß die Veranlassung zu melden, es drängte sie an das große, wichtige Geschäft, den, Hermann Werner zu vernichten bestimmten, Putz vorzubereiten.

Den folgenden Morgen stattete Dietrich seinen Besuch ab bei Rector von Feldkamp. Nichts in den geisterhaften Zügen des Priesters verrieth, daß sich unter seinem Polster der eben empfangene Brief Vitus Horner's befinde. Die Rede betraf zuerst den Jüngling Ernst. Dieser hatte nun den Eintritt in den geistlichen Stand aufgegeben und Pater Albert die Forderung des Majoratsherrn verweigert, den Ungehorsamen aus dem Hause zu stoßen. Mit diesem doppelten Widerstand gegen seinen Willen war für Dietrich das Maß des Zornes gefüllt.

Feldkamp hielt sich vorsichtig in allgemeinen Ausdrücken von Bedauern. Sein Besuch ahnte

wieder nicht, daß Pater Albert aus des Rectors Rath, das einst vielleicht nützliche Werkzeug nicht aus der Hand zu lassen, allein den Muth schöpfte, sich dem mächtigen Willen des Gutsherrn entgegenzustemmen.

Später ließ der Vorstand des geistlichen Hauses scheinbar absichtslos die Frage eingleiten, welcher günstige Umstand den Herrn Grafen in die Stadt geführt habe?

„Die Vermählung meines Sohnes," erwiderte Dietrich kurz.

„Glauben Sie dadurch das wahre Wohl des Grafen Hermann Werner zu befördern?"

Lauernd hafteten die unheimlichen dunkeln Augen des Priesters auf dem Gaste während er der Antwort harrte.

Die kam nicht sogleich. Dietrich's wettergebräunte Züge färbten sich tief dunkelroth, seine mächtige Brust hob und senkte sich in unruhigen Athemzügen.

„Es muß sein," stieß er endlich hervor, „ich will die Nachfolge bei meinen directen Nachkommen erhalten."

„Darf ich fragen, wer die hohe Braut ist?"

„Rosa von Horsten.“

Der Majoratsherr hielt eine Abweisung seines Erbsohnes für unmöglich.

„Die junge Dame gehört unserer Religion an, obschon die Warrendorf's, ihre Verwandten, protestantisch sind.“

„Dies versteht sich von selbst, eine gemischte Ehe halte ich für gar keine echte.“

„Möge der Himmel seinen Segen zu Ihrem Vorhaben gnädig verleihen, Herr Graf.“

Rector von Feldkamp neigte sein Haupt, er fand sich außer Stand, gegenwärtig einzugreifen Während der Unterredung hatte sich ihm ein doppelter Verdacht weiter bestätigt, aber noch immer erlangte er keine zweifelfreie Gewißheit.

Dietrich verließ in düsterer Stimmung das düstere Haus, peinliche Erinnerungen waren ihm angeregt worden.

Zurückgekommen in das Hôtel betrachtete er Hermann Werner mit ängstlicher Zärtlichkeit.

„Du fühlst Dich heute ganz wohl, mein Sohn?“

„Vollkommen, Vater.“

Dietrich maß den jungen Mann noch immer

mit besorgten Blicken, Hermann Werner war ihm mehr als bloßer Sohn, er galt ihm als Fortpflanzer des Geschlechts und wichtiges Zwischenglied, ihn mit den Enkeln verbindend. Sollten dereinst blühende Kinder Hermann Werner's des Großvaters Kniee umspielen, dann war dieser bereit auszurufen: Herr nun entlasse Deinen Diener in Frieden!

„Es ist bald Zeit für uns, zu Horstens zu fahren.“

Hermann Werner fuhr kühl in seinem Geschäfte des Ankleidens fort. Selbst der befangene Vater mußte sich sagen, daß sein Erbsohn von der Regel ihres Hauses, schöne Männer hervorzubringen, eine Ausnahme bilde.

„Bemühe Dich, Rosa zu gefallen,“ ermahnte der Majoratsherr.

„Vater, ich sollte um ein Weib buhlen, mit gekräuseltem Haar und bunter Halsbinde! Wir Himmelburg brauchen nicht auf solche Weise zu werben.“

„Du hast Recht, Hermann Werner, eine Frau ist nach Allem ein untergeordnetes Geschöpf, ritterliche Artigkeit geziemt sich in unserm

Stande, was leise Verachtung nicht hindert. Allein ich meinte blos, Rosa sei als verwöhntes, reiches Mädchen mit Vorsicht zu behandeln."

„Es bleibt für Fräulein von Horsten immer noch ein Glücksfall in unser Haus zu heiraten."

„Wieder sprichst Du die Wahrheit, Hermann Werner, wärst Du vollständig gesund, dann dächte ich wie Du?"

Tief seufzte der Majoratsherr auf bei dem großen, brennenden Kummer seines Lebens.

„Warum mich immer an mein Elend mahnen."

„Hermann Werner, ein erfahrener Arzt hat mir die Versicherung gegeben, die Ehe könne Dich heilen, ich wagte nur bisher den Versuch nicht."

„So hast Du selbst meine Genesung verzögert, Vater."

„Nicht länger mehr thue ich es, und daß des Arztes Angabe in Erfüllung gehe, dies walte Gott!"

„Amen!"

Eine halbe Stunde später traten die beiden Himmelburg in den Empfangssalon des Ministers. Sie waren die hochgewachsensten, am

seltsamsten gekleideten und linkischsten Männer der Versammlung.

Aufrecht und steif stand der Erbgraf, als eine anmuthige Gestalt auf ihn zuschwebte. Der verschwimmende Blick des jungen Mannes unterschied undeutlich über lichtblauem, duftigem Gewölke einen reizenden Mädchenkopf. Einsilbig antwortete er auf Rosa's gewandte Anrede, und als sie ihn um anderer Gäste willen verließ, wankte er mit erhitztem Gesichte und glühenden Augen zu seinem Vater zurück.

„Die muß ich haben," hauchte Hermann Werner."

„Rosa gefällt Dir, mein Sohn?"

Der Erregte begnügte sich damit stumm zu nicken.

Ueberwältigt ließ er sich in einer einsamen Ecke des Salons nieder und zog zu besserm Schutze einen Vorhang zwischen sich und die Gesellschaft. Hermann Werner erging es, wie dem Sohne des Einsiedlers bei Boccaccio. Um den Jüngling vor Gefahren zu behüten, war er vom andern Geschlechte fern gehalten worden. Als er einmal doch ein Mädchen sah, erklärte

ihm der fromme Mann, dies sei ein Thier, eine Gans. Von der Stunde an wurde der Jüngling traurig, und um den Grund seines Kummers befragt, gab er an: ich sehne mich nach einer Gans!

Was Hermann Werner bisher von Frauen gesehen, glich Rosa keineswegs. Unverwöhnt und ungewöhnt war er auf den ersten Streich erlegen. So saß er auch stumm, in verliebtem Brüten und dachte an sie.

Eine kleine, niedliche Hand schob den Vorhang zurück, die nämliche Gestalt, die ihn bezaubert hatte, stand vor Hermann Werner, ihn abermals blendend und daher nüchterne Prüfung verhindernd."

„Wollen Sie mich zu Tische führen?"

Er schnellte empor, er reichte den Arm und die vollkommen kühle Rosa beobachtete, wie es die Glieder des jungen Mannes gleich Fieberfrost rüttelte.

„Wie verschieden von Wolf Siegfried," dachte das Mädchen.

Bei Tisch thaute Hermann Werner befangen und scheu nicht auf, nur seine Augen sprachen

— läppische Zärtlichkeit. Allmälig wurde er, obschon gewohnt die besten Weine der Erde massenhaft zu trinken, berauscht.

Die Herren blieben sitzen nach guter, alter, ritterlicher Sitte bei den Humpen, die Damen erhoben sich.

Jetzt fand Rosa Zeit, ihrer Freundin zuzuflüstern, „Hermann Werner wirbt um mich."

„Du wirst ihn abweisen!" rief Martha bewegt, „er paßt durchaus nicht für Dich."

Rosa schien auf die Worte nicht zu achten, vor ihrem Geiste zogen die mannichfachen Demüthigungen und Enttäuschungen der letzten Zeit vorüber. Gab es eine bessere Rache an Wolf Siegfried, als ihn rasch durch einen höher stehenden und reichern Freier zu ersetzen?

„Ich bin entschlossen einzuwilligen."

„Dann bereitest Du Dir Reue."

„Nahmst Du doch Hohenrott ohne sonderliche Liebe."

„Unsere Lage läßt keinen Vergleich zu und mein Gatte übertrifft den jungen Grafen von Himmelburg an persönlichen Eigenschaften bei weitem. Dessenungeachtet ist es drückend, wenn

zwischen Eheleuten die Uebereinstimmung des Geschmackes fehlt. Nun bedenke den linkischen Hermann Werner und Dich zusammen."

Rosa schüttelte ungeduldig ihren hübschen Kopf.

„Gleichviel, ich bin entschlossen," versetzte sie.

Die junge Dame dachte eben ganz einfach nicht an Hermann Werner, sondern nur an sich.

Als die Herren zum Kaffee kamen, hatte der Freier hinreichenden Muth aus zahlreichen Libationen geschöpft, um sich ganz dicht neben Rosa zu setzen. Er starrte sie an mit dummen Entzücken. Sie träumte von dem eleganten Wolf Siegfried, dem braunen Husaren und dem Großherzoge. Die waren ihre Vergangenheit gewesen — jeden von ihnen hätte Rosa zu fesseln vermocht, wenn sie ihrem Uebermuthe nicht allzusehr die Zügel schießen ließ. Wäre Hermann Werner überhaupt fähig gewesen zu beobachten, so mußte er Zerstreuung in den Augen des Mädchens lesen.

Die etwas lauten Athemzüge des jungen Mannes weckten Rosa.

Sie blickte in ein eben vom Weine geröthetes Gesicht und auf riesige Gliedmaßen. Der schwerfällige Landjunker, das war ihre Gegenwart.

„Wollen Sie mein sein?" brach es endlich los aus der arbeitenden Brust, „mir gehören für Zeit und Ewigkeit? denn ein Bund für dies Leben allein würde mir nimmer genügen, ich will Sie diesseits und jenseits besitzen."

Beim Schluß der Rede rannen ein paar Tropfen in den röthlichen Bart hinab.

„Wozu die Erregung, Hermann Werner, ich sage ja!"

Hierauf verschwand die kleine zierliche Mädchenhand in der riesigen Rechten des Mannes.

„O Vater! warum hast Du mir so lange das Glück vorenthalten," schluchzte Hermann Werner beim Heimfahren an der Brust des Majoratsherrn.

Dieser hatte weit in die Nacht hinein zu thun, die krankhaft überreizten Nerven des Sohnes zu beschwichtigen.

Ruhig verabschiedete sich dagegen die Braut von ihrer Freundin und nahm kühl Martha's

herzlichen Wunsch auf, „möge es in Gutem enden!"

Nachher besuchte Rosa die Stiftsdame, welche sich unter Vorwand von Unwohlsein in ihr Zimmer zurückgezogen hatte und nicht bei der Gesellschaft erschienen war.

Wieder brachte die Ankündigung der Verlobung thränenreiche Wirkung hervor. Tante Theodolinde seufzte und weinte über Rosa's — Glück.

Die beiden Grafen von Himmelburg verließen bald darauf die Stadt, sie eilten nach Hause, um ihr Schloß zur Hochzeit zu rüsten.

Rosa war gänzlich vertieft in Brautanzug und Brautbesuche, Hermann Werner zählte in ihrer Schätzung weniger, als einer der wunderbaren, aus Paris verschriebenen Morgenröcke.

„Du wirst mit den westphälischen Starrköpfen schwer zurecht kommen," mahnte Freiherr von Horsten.

„Keine Furcht, Onkel!" entgegnete Rosa mit siegesbewußtem Lächeln, „ich mache mit Hermann Werner, was ich will."

Der Minister hatte dabei seine eigenen Ge-

danken, allein er war zu träge sie im Streite zu verfechten und schwieg.

Gleichgültig schied Rosa von der elegisch weich gestimmten Stiftsdame, von der alten Heimat und fuhr unter Begleitung ihres Onkels triumphirend der neuen entgegen.

„Die Hochzeitnacht.“

Sie hatten eine geschäftige Zeit auf Himmelburg, der regierenden Gräfin gebrach die Muße ihren Nerven zu huldigen und die Gräfin Wittwe fand keinen Augenblick ihre liebe, alte Sünde zu beichten. Dietrich donnerte seine Befehle unaufhörlich im Schlosse umher, Johann, obschon sehr verdrossen, zerriß zehn Concepte des unglücklichen Vitus Horner und entschloß sich endlich, weil doch Niemond fähig war, es so glänzend zu vollbringen als er, die Trauungsrede selbst zu verfassen. Nur Hermann gab in der allgemeinen Aufregung seine stumpfe Gleichgültigkeit nicht auf. Hermann Werner war froh und glücklich wie nie zuvor, er spornte die Handwerksleute an, rannte unzählige Male in die

dem jungen Paare bestimmten Zimmer und befand sich vollkommen wohl.

Am großen, wenigstens von dem Bräutigam sehnlich erwarteten Tage, fuhr der Staatswagen nach der Eisenbahnstation und sämmtliche Herren brachen, von zahlreicher Dienerschaft gefolgt, zu Pferde zur Einholung der Braut auf.

Von Rosa's Seite fiel das Wiedersehen sehr kühl aus, sie reichte Hermann Werner ihre äußerst zierlich bekleidete Hand und nickte ihm freundlich zu. Er verschlang sie mit seinen Blicken, kaum wagte er es jetzt, die zarten Finger zu küssen und in wenigen Stunden sollte ihm Rosa ganz gehören!

Sobald der Zug den gräflich Himmelburgischen Grund und Boden erreichte, donnerten die Böllerschüsse fernhin hallend. Darüber scheute Graf Johann's Pferd und dieser küßte die vaterländische Erde. Rosa verbiß hinter ihrem Batisttuche das Lachen. Weniger unterhalten war sie von einer Schaar weißgekleideter Mädchen, die Verse hersagten und Blumen streuten. Aber auch dieser Kelch ging vorüber. Am Schloßthore harrten Mutter und Großmutter des Verlobten der Braut. Rosa

schnitt die wortreiche Begrüßung kurz ab und flüchtete in ihr Zimmer, um sich zum Haupt-akte des Tages zu schmücken.

Stolz geleitete einige Stunden später Freiherr von Horsten seine Nichte nach dem Saale. Brabants zartestes Gewebe fiel auf dicken, weißen genueser Sammet, von den feinen Hüften, den zierlichen Armen, der Brust, dem Halse und dem Kopfe funkelten Brillanten, so daß Rosa wirlich blendend schön erschien. Im eigenthümlich goldigen Haare wiegte sich die bräutliche Myrthe.

Glänzende Uniformen hoher Ritterorden verdrängten gänzlich den schwarzen Frack. Der weite Saal bot ein buntes, prachtvolles Bild. Dennoch schwebte ein gewisser Druck über der Versammlung. Die Mehrzahl war bei dem letzten, unheilvollen Hochzeitsfeste auf Himmelburg zugegen gewesen und gedachte nun wieder unwillkürlich der damaligen Störung. Dietrich's drohende Blicke hielten indessen alle Schmerzausbrüche bei Gattin und Mutter zurück.

Freiherr von Rauhenzell reichte in verbissener Wuth, mit falschem Lächeln Rosa die Hand, sie

zum Altare zu führen. Hermann Werner mußte sich zum Kirchgange auf den kräftigen Arm seines Vaters stützen, die Füße wankten ihm. Paarweis schlossen sich alle Gäste an, jede reichgekleidete Dame von einem besternten goldfunkelnden Herrn geführt. Nur Hermann ging melancholisch einsam hinter den Uebrigen, er trug auch nur die bescheidene Uniform eines Oberlieutenants außer Dienst, während der jüngere Johann Kammerherr und Malteser war.

Für ihr schwarzes Schaf hatte eben die Familie nichts gethan.

Vitus Horner begann seine Rede einige Zeit vor Erschaffung der Welt und den Hörern wurde mächtig bange. Nach gelindester Berechnung mußte er zwölf Stunden fortsprechen, um auf den heutigen Tag zu gelangen. Allein ein rhetorisches Salto mortale leistete das Wunder, über Jahrhunderte hinweg zu setzen — zum erlauchten Brautpaare.

Sie waren Mann und Frau.

Hermann Werner drückte den feinen Arm, als wolle er ihn zerbrechen. In der Sakristei küßte er Rosa, wie es nur ein Mann zu thun vermag, der nie zuvor geküßt hat.

Rosa wurde bange.

Im festlich geschmückten Saale saßen sie Seite an Seite. Hermann Werner aß nicht, auch die Neuvermählte spielte blos mit dem schweren Goldbestecke. Vor jedem Couvert standen sechzehn verschiedene Gläser, und keine Macht der Erde konnte den jungen Gatten von der Verpflichtung erlösen, den Gästen in sechzehn edeln Weinen Bescheid zu thun. Selbst die Damen hielten tapfer mit, was das Feuer der „Münsterischen Küsse“ erklärt.

Aber auch der edle Rebensaft verfehlte heute fröhliche Stimmung hervorzubringen. Freiherr von Horsten, der allein unbefangen heiter sprach, nahm Geflüster wahr bei den Fremden. Es brach immer rasch ab, sobald die scharfen Augen des Staatsmannes auf einer Gruppe ruhten. Die Familie blickte ängstlich befangen.

Irgend etwas mußte nicht in Ordnung sein — nur strengte sich der Minister vergebens an zu entdecken, was dies sei.

Die berühmte Bernhardiner Salmi von Rebhühner, an welcher sich St. Hubert selbst ergötzt haben würde, vertrieb Freiherrn von Horsten

alle Grillen — er aß mit Genuß und dachte nicht weiter nach.

Das üppige Mahl that seine gewöhnliche Wirkung, Köpfe und Füße schwer, die Herzen aber leicht zu machen. Ein wahrhaft betäubendes Gewirr von Stimmen schwirrte durch den Saal. Nur der Majoratsherr blieb finster und blickte zuweilen scheu auf den Sohn. Hermann Werner verschlang Rosa mit den Augen, sie gab sich kühl damit ab, einigen benachbarten Landjunkern die Köpfe zu verdrehen.

Gegen Mitternacht trennte sich die Gesellschaft. Die Schwiegermutter ergriff Rosa's Arm, um sie zu Bette zu bringen. Hermann Werner heftete die Augen stier und starr auf die Thür, durch welche seine Gattin verschwunden war. Dietrich setzte sich neben den Sohn und begann leise mit ihm zu flüstern.

Ein plötzlicher Schreck durchschauerte die beiden Grafen Himmelburg, als Marie wieder auf die Schwelle trat.

„Komm jetzt, Hermann Werner,“ sagte der Vater mit belebenber Stimme.

Der Erbgraf war bleich geworden bis ins

Weiße der Augen, wieder bedurfte er zum Gange der mächtigen Stütze.

„Sei glücklich," murmelte Dietrich.

Nachher schloß sich die Thür des Hochzeitsgemaches hinter Hermann Werner.

Die Gäste hatten das Schloß verlassen, oder sich in ihre Zimmer zurückgezogen, die ermüdete Dienerschaft war zur Ruhe gegangen. Aeußerlich schien Schloß Himmelburg still und finster geworden.

Dafür wogte in der durch eine Decklampe spärlich erleuchteten Vorhalle seltsames Nachtleben.

Rastlos maß der Majoratsherr die Steinplatten, er betete in der bangen Stunde sämmtliche Bußpsalmen David's durch. Hermann schlief im breiten, alterthümlichen Lehnstuhle, zuweilen durch des Bruders Tritte aufgeschreckt. Er war zu etwaiger Hülfeleistung befohlen worden. Johann lauerte in einer Ecke auf eigene Rechnung. Hinter die nur angelehnte Kapellenthür verbarg sich Vitus Horner, um im Auftrage des Rectors von Feldkamp zu spähen. Der würdige Schloßkaplan war indessen von

der Anstrengung der Predigt und den nachher genossenen guten Dingen vollständig überwältigt. Möglich, daß er sein eigenes liberales Mäßigkeitsmaß überschritt. Die Füße versagten allmälig den Dienst, erst hockte sich Vitus Horner auf den Boden nieder, hierauf sank der Kopf zur Brust herab und mit Nachtigallensang unmöglich zu verwechselnde Töne ließen sich hören.

Von den vier Männern war Johann allein im Stande, die Zeit zu berechnen, weil zwei schliefen und Dietrich zu mächtig aufgeregt war, um äußerer Dinge zu achten.

Dem gelehrten Grafen dünkte, es sei ungefähr eine Stunde der peinlichen Nachtwache verflossen. Sollte sie sich vergeblich erweisen? Johann's Sinnen wurde rauh unterbrochen.

Seltsame, wild unheimliche, nicht mehr menschliche Töne schallten durch die Nacht, in kurzem Zwischenraum erfolgte ein greller weiblicher Schrei.

Nun wankten Dietrich's Kniee und seine Beine schlugen schlotternd zusammen. Er bemerkte eine an ihm vorbeihuschende weibliche Gestalt gar nicht, die schwer zu Boden sank.

Hermann rieb sich entsetzt die Augen und folgte willenlos dem ihn emporreißenden Bruder. Vitus Horner war mitten in die Vorhalle gelaufen, alle Gedanken an Verheimlichung aufgebend, stand er da mit offenem Munde und sich sträubendem Haare.

„Holen Sie ein Glas Wasser.“

Graf Johann's kühle Stimme rief den Kaplan von Himmelburg zu sich selbst zurück. Der Geistliche sah, wie der jüngste Bruder des Majoratsherrn eine leblose Frau in den Armen hielt. Der mädchenhafte Körper mit den keimenden, knospenden Formen lag gebrochen an der Brust des Mannes. Aus dem Gesichte war jede Spur von Farbe entflohen, der Mund erschien krampfhaft zusammengezogen, die Augen geschlossen, aufgelöst hing reiches, goldiges Haar um reizende Schultern. An der steifen, hagern Gestalt des Grafen hinab wallten die weichen, weißen Stoffe von Rosa's Nachtkleid.

Johann betrachtete seine Nichte durch die Brille und dachte jetzt eben nicht an Alterthumsstudien. „Warum hatte man Fräulein von Horsten nicht ihm zum Weibe gegeben?“ Diese

Frage that er zornig an das Schicksal, einiger Triumph über den Unfall der heutigen Nacht und Haß gegen Dietrich mischten sich in die Stimmung.

Mittlerweile trug Johann seine schöne Bürde auf ein Ruhebett im anstoßenden Saale. Durch die kalte Flüssigkeit kehrte Leben in die Glieder der Frau zurück. Die Augen öffneten sich und sonderbar verwirrt mit wieder erwachtem Entsetzen blickte Rosa auf Johann.

„Ich will zu meinem Onkel, sogleich," versetzte sie matt, aber bestimmt.

„Fürchten Sie nichts," bat der Graf zärtlich leise, „Sie sind sicher in meinem Schutze."

Er bemühte sich steif, seinen blonden Schnurrbart auf die kleine Hand zu drücken.

„Sie sind auch Einer der Himmelburg, die mich fürchterlich betrogen haben."

Mit Abscheu wurde Rosa's Hand Johann entzogen.

„Wecken Sie Freiherrn von Horsten," wandte sich die junge Dame an den Schloßkaplan.

„Sogleich!" fügte sie heftig hinzu, als jener zögerte.

Johann winkte dem rathlosen Vitus Horner zu gehen.

„Wollen Sie nicht die Störung der heutigen Nacht durch eine gewöhnliche, weibliche Aengstlichkeit erklären und das Geheimniß unseres Hauses, welches ja nun auch das Ihrige ist, bewahren?“

Rosa schüttelte unwillig den Kopf.

„Wer keine Schonung bewies, verdient auch keine.“

Vergebens erschöpfte noch Johann verschiedene Gründe, die Entrüstete zu entwaffnen.

„Rette mich!“ rief Rosa dem eintretenden Freiherrn von Horsten zu, „und Sie Graf Johann lassen uns allein.“

Steif und unwillig räumte jener das Feld. Schluchzend warf Rosa ihre Arme um den Hals des Staatsmannes, diesen zu sich herabziehend.

„Was ist Dir?“ fragte er, nicht ganz zufrieden mit der Unterbrechung balsamischen Schlummers.

Auch der Onkel glaubte an eine kleine Frauenlaune.

Rosa's Erzählung freilich bewies ihm, daß tiefere Gründe als die vermutheten vorhanden seien. Nur konnte der kühle Staatsmann die Dinge niemals in demselben Lichte besehen, als es die erregte Frau that.

„Heute noch verlassen wir Himmelburg," schloß Rosa, „und Du leitest sogleich Schritte ein, meine unheilvolle Ehe ungültig erklären zu lassen."

„Beides wird gesetzlich auf Schwierigkeiten stoßen und bedenke das peinliche Aufsehen der Sache, das unzarte Herumwühlen in den geheimsten Beziehungen."

„Bedenke Du, wie entsetzlich es ist, an ein Thier gefesselt zu sein."

„Hermann Werner ist krank, nicht schuldig."

„Gleich viel, auch er betrog mich, wie sein Vater."

„Beruhige Dich jetzt, Rosa, ich bin bei Dir, was möglich ist, was sich mit Anstand und Ehre verträgt, soll geschehen."

Der Staatsmann mußte sich in seiner Nichte Forderung fügen, ihre Hand in der seinigen zu halten, während sie noch zu ruhen versuchte.

Freiherr von Horsten brachte auf diese Weise den Rest der Nacht nicht sonderlich bequem zu.

Am Morgen liefen die Diener umher mit scheuen, ängstlichen Gesichtern, auf allen lastete die dunkle Ahnung von etwas Fürchterlichem. Rosa sperrte sich im Zimmer ihres Onkels ein, während dieser sich beim Majoratsherrn anmelden ließ.

Mit welchen Gesinnungen auch der Minister Dietrich's Schwelle überschritt, der Anblick des urplötzlich gealterten, in seinem Wesen gebrochenen Mannes ließ nur mehr dem Mitleiden Raum.

„Ich bin ein unglücklicher Vater, Horsten!“ rief der Majoratsherr aus, „schonen Sie mich und meinen armen Jungen!“

„Gewiß nach Kräften, Himmelburg, Sie hätten indessen den gefährlichen Versuch nicht eben mit meiner Nichte anstellen sollen.“

„Ein menschliches Geschöpf habe ich übermäßig geliebt, so geliebt, daß ich damit Raub am Schöpfer beging, dies ist Hermann Werner. Einen Wunsch habe ich auf Erden leidenschaftlich gehegt, er bestand darin, meine Enkel mir in der Herrschaft folgen zu sehen.“

„Verstehen Sie mich recht, Himmelburg, ich klage Sie nicht an, Ihr Betragen erklärt sich hinreichend und läßt sich vielleicht sogar entschuldigen, allein ich muß zu Rosa stehen — sie kann Hermann Werner's Gattin nicht länger bleiben."

„O du mein Gott!"

Der Staatsmann schwieg, als er Dietrich's mächtig arbeitende Brust sah und das daraus hervordringende Stöhnen vernahm.

„Der Herr geht in strenges Gericht mit unserm Hause," fügte Dietrich sich gewaltsam fassend hinzu.

„Sie können Ihren Bruder Johann heiraten lassen, Himmelburg, oder wenn Sie es vorziehen Hermann, und auf diese Weise den Mannesstamm in Ihrer Linie fortpflanzen."

„Dies kann! dies darf ich nicht! lassen Sie mich mein Urtheil vernehmen."

„Warum schließen Sie die Brüder hartnäckig von der Nachfolge aus?"

„Weil es so sein muß, Horsten, noch bin ich das Haupt auf Himmelburg und keinem Menschen, auch Ihnen nicht, Rechenschaft schuldig."

„Nach Belieben! hören Sie meinen Vorschlag. Hermann Werner lebt durchaus getrennt von Rosa, und nach einigen Monaten, sobald es ohne Aufsehen geschehen kann, kehrt sie zu mir zurück. Die Scheidung erfolgt als freundschaftliches Familienübereinkommen, weil die katholische Kirche ohne dies keine Wiedervermählung zuläßt, niemand braucht den wahren Grund inne zu werden.“

„Bis nach dem Ablauf von neun Monaten soll mir der Kaiser mit seinem Heere die Schwiegertochter nicht entreißen.“

„Sie wähnen? . .“

„Es ist kein bloßer Wahn, sondern ein gläubiges, freudiges Hoffen, der Herr habe mir einen Enkel geschenkt.“

Freiherr von Horsten war durch diese Mittheilung mächtig überrascht, übrigens wünschte er dringend abzureisen und vertheidigte daher seine Nichte nur lau.

Rosa nahm selbst den Kampf auf, sie willigte ein in Himmelburg zu bleiben, blos unter der Bedingung, daß Hermann Werner reise. Nie dürfe er mehr unter das nämliche Dach mit ihr zurückkehren.

Der Streit währte lange und wurde scharf geführt. Dietrich hatte im Leben wenig Widerstand gefunden und Rosa pflegte stets ihre Wünsche, ja sogar ihre Launen zu befriedigen. Endlich blieb die Dame Siegerin.

Der Erbgraf mußte unter Hermann's Begleitung fort.

Die Trennung der jungen Eheleute so bald nach der Hochzeit erregte ungeheures Aufsehen, natürlich traten die abenteuerlichsten Gerüchte auf. Nur Freiherr von Rauhenzell glaubte die Wahrheit zu erkennen — er hoffte auf eine Tochter Hermann Werner's, die konnte er in ungefähr sechzehn Jahren heimführen, die schönen Aecker, die herrlichen Forsten von Himmelburg waren Geduld und Ausdauer werth.

Auch Rector von Feldkamp glaubte nun in Folge von Vitus Horner's Mittheilungen das große und drückende Geheimniß des Majoratsherrn zu kennen.

Demgemäß entwarf er einen kühnen Plan. Er schrieb:

„Lieber Ernst.

„Durch Ihr Verhalten habe ich mich über=

„zeugt, daß Ihnen der Beruf zum geistlichen „Stande fehlt, Sie können auch in der Welt „unserer heiligen Religion dienen. Kommen Sie „in die Stadt, fassen Sie Vertrauen zu Ihrem „alten Lehrer, und ich verspreche Ihnen behülf= „lich zu sein, eine Lebensstellung zu gründen.

„Ihr wohlwollend gesinnter Rector
von Feldkamp."

Dies waren die Folgen der Hochzeitsnacht auf Himmelburg.

„Wer ist Ernst?“

Das menschliche Leben besteht thatsächlich aus einem ununterbrochenen physisch, moralischen und materiellen Kampfe, jeder Athemzug kann einen Gegner, das heißt eine schädliche Substanz unserm Organismus einführen, jedes gesprochene oder vernommene Wort vermag unser sittliches Machtgebiet zu beeinträchtigen und jeder von uns ungenützte, oder uns entzogene Besitz, wie versäumter Erwerb machen uns ärmer. Geht dieser von Allem gegen Alles geführte Kampf ins Bewußtsein über, dann erschöpft sich die Widerstandskraft, reibt sich auf.

Wenige Wochen auf Himmelburg hatten Rosa mächtig verändert. Ihre reizende Lebendigkeit war verschwunden, sie lag stundenlang matt auf

dem Ruhebette, selbst sich zu putzen hatte sie aufgegeben.

Tapfer war von ihr jeder Antheil am Morgengottesdienste abgelehnt worden, vom Majoratsherrn verpönte Bücher wurden durch sie eingeführt und selbst die Mahle ließ sie sich gesondert auftragen.

Der Tag dünkte der Einsamen fürchterlich lange.

Sie schrieb an Martha, sie sei eine Staatsgefangene.

Nachher befahl Rosa ihren Wagen.

Graf Johann's angebotene Begleitung schlug sie spöttisch aus.

Auch die Spazierfahrt gewährte keinen Genuß.

Abgespannt legte sich Rosa in den Wagen.

„Wohin befehlen Euer gräflich Gnaden?“ fragte der Diener am Schlage.

„Gleichviel wohin.“

Die matt und verdrossen gegebene Antwort kennzeichnete Rosa's Hoffnungslosigkeit.

Der Kutscher fuhr gegen Maria-Schnee zu. Auf der Straße ging ein in Gedanken versun-

kener Wanderer. Erst der laute Warnungsruf weckte diesen.

Eine schlanke Jünglingsgestalt sprang behende bei Seite.

„Ernst!“

Freudig entblößte sich das lockige Haupt, seit lange hatte der junge Mann niemand mehr ihm freundlich Gesinnten gesehen.

„Steigen Sie ein!“

Rosa rückte etwas, zog ihre bauschigen Röcke an sich und winkte dem bescheiden sich auf den Vordersitz Setzenden neben sich. Plötzlich war der Unmuth aus ihren Zügen verschwunden.

„Warum besuchten Sie mich nicht?“

Verwundert und erschrocken hingen die prachtvollen Augen an dem reizenden Frauengesichte.

„Wie hätte ich es gewagt, gnädige Gräfin?“

„Weshalb nicht? wir waren doch sonst gute Freunde.“

„Ja, Sie betrugen sich stets gütig gegen mich.“

Weich, tief traurig klang Ernst's Stimme.

„Wo leben und was treiben Sie.“

„Pater Albert gewährt mir Obdach und ich male.“

„Wollen Sie in der Weise immer fortleben?“

„Ich entwerfe keine Pläne und hoffe auf Nichts. Bin ich doch einsam, ohne Freunde und Verwandte, wie ein vom Winde verwehtes Blatt.“

„Armer Junge! Sie haben mich!“

Ernst hielt die ihm gereichte zierliche Hand, er küßte sie feurig.

„Sind Sie wenigstens glücklich!“

„Sprechen wir nicht von mir, sprechen wir von Ihnen. Der Majoratsherr entzog Ihnen seine Gunst?“

„Ja, weil ich nicht Mönch werden wollte.“

„Sie thaten recht, sich von dem tyrannischen Einflusse zu befreien. Aber es ist doch wieder seltsam, was eben er für ein Interesse hatte, Sie verschwinden lassen zu wollen. Vielleicht dürften Sie gerade auf Himmelburg Ihren Vater suchen?“

„Mir kam auch zuweilen der Gedanke und meine Vermuthungen führten auf Graf Hermann, der benahm sich am menschlichsten gegen mich.“

„Wissen Sie was ich glaube, Ernst, Sie

sind rechtmäßig geboren, denn außerdem war kein Grund vorhanden, Sie verschwinden zu lassen. Allein Sie stammen aus einer unebenbürtigen oder sonst dem Majoratsherrn nicht genehmen Ehe. Er vollzog einen seiner geliebten Gewaltakte, trennte Ihre Eltern und raubte Ihnen das Geburtsrecht."

„O Gott! wenn ich noch Eltern hätte!"

„Wir müssen dieselben suchen und die Wahrheit entdecken."

„Sie meine Wohlthäterin!"

Wieder bedeckten Rosa's Hand heiße Küsse, sie wehrte dem Beginnen des Jünglings nicht, sondern lächelte freundlich dazu.

„Sobald wir etwas Genaues wissen, begeben Sie sich in die Stadt, außerhalb Graf Dietrich's Bereich und dann treten Sie mit Ihren Rechtsansprüchen auf."

„Rector von Feldkamp lud mich schon zu sich, allein ich fürchte den Mann."

„Auch mir ist jene düstere Zelotenfigur im höchsten Grade unheimlich, wenn aber Feldkamp sich Ihrer annehmen, Sie nöthigenfalls gegen den Majoratsherrn zu unterstützen beabsichtigt,

so beweist dies, daß auch er ein Geheimniß wittert und Sie für wichtig hält."

„Was habe ich Graf Dietrich gethan, daß er mich so tief unglücklich machte? warum verstießen mich meine Eltern?"

„Beruhigen Sie sich, Ernst, die Welt verfolgt vor Allem ihre Interessen, Leidenschaften zerren die Menschen hin und her, Gefühle kommen in dem Taumel kaum zur Geltung."

„Wo blieben dann Recht und Wahrheit?"

„Jeder führt sie auf der Zunge, selten Einer im Herzen."

„Die Welt ist sündig, die Creatur gefallen, nur Buße kann uns Sühne bringen."

„Das weiß ich nicht, seit ich mich auf Himmelburg befinde, habe ich mehr frommes Gewäsch gehört, als je früher in meinem Leben, und dabei habe ich nie mehr Unrecht, Täuschung und Lüge empfunden."

„Sie halten Graf Dietrich nicht für den Gerechten, wie ihn die Bibel beschreibt?"

„Ich halte ihn für einen halbverrückten, starrsinnigen Menschen, der sich wenig um das Mittel kümmert, sobald nur sein Zweck erreicht wird."

„Er wollte mich als Sühneopfer schlachten!“

„Ernst, ich will Ihnen helfen, weil ich Sie liebe und weil ich den Majoratsherrn hasse. Sobald wir hier einigen Anhaltspunkt erhalten, müssen Sie in die Stadt zu Tante Theodolinde. Auch sie, glaube ich, steht Ihnen nahe. Entlocken Sie ihr das Geheimniß.“

„Fürwahr, wie erkläre ich mir sonst deren Zärtlichkeit, auch mein Name ist der nämliche, wie der der Stiftsdame.“

„Wenn Graf Hermann Ihr Vater ist, so dürfen Sie in Tante Theodolinde Ihre Mutter suchen, und der Charakter der beiden Persönlichkeiten schließt den Gedanken einer unehelichen Geburt aus. Mir wird jetzt Vieles klar, was ich sonst, weil eben unachtsam darauf, übersah. Fragen Sie Ihrerseits Pater Albert, der manches von der Familie der Gutsherrschaft wissen muß. Ich werde ebenfalls forschen. Einstweilen nehmen Sie dieses hier.“

Rosa reichte Ernst eine seidene Börse, durch deren Maschen die Goldstücke schimmerten.

„Ich bin kein Bettler,“ entgegnete er die

Gabe zurückweisend, indem das Blut ihm ins Gesicht stieg.

„Unsinn, Ernst, zum Kriegführen bedarf man des Geldes und ich biete Ihnen ein Darlehen an, bis Sie Graf Himmelburg heißen und bis Sie ein gesichertes Einkommen erhielten."

„So fest glauben Sie an meine Zukunft?"

„Ich hege keinen Zweifel, und jetzt Ernst müssen wir scheiden, morgen treffe ich Sie auf der nämlichen Stelle."

Der junge Mann stieg aus, er blieb noch lange stehen und schaute der ihm zunickenden Rosa nach. Später, als der Wagen gänzlich seinen Blicken entschwunden war, zog er träumerisch die Straße, nicht die angeregten Zukunftshoffnungen beschäftigten ihn, sondern die reizende Frau, die in sein Leben eingriff.

Rosa fühlte zum ersten Male seit ihrer Ankunft in Himmelburg die bleierne Last der Langenweile von sich genommen, sie verfolgte wieder ein Ziel, hatte wieder einen Zweck.

Zuerst befahl sie nach Goldheim zu fahren.

Die Wittwe saß in einer einfachen Stube, sie trug ein schwarzes Wollkleid und eine weiße

Haube. Als die Gattin ihres Enkels eintraf, strickte sie eben grobe Strümpfe für die Armen. Rosa näherte sich der alten Dame mit mehr Ehrfurcht, als sie ihr bisher je bezeugt, sie küßte die zitternde Hand der Greisin, nachher flutheten die hellen, heitern Gazewellen mit dem nonnenhaften Kleide zusammen. Die alte Gräfin sprach von ihren Kranken, deren Pflege, mit einer Anzahl von Gebeten, ihre einförmigen Tage füllten.

„Konnte das Leben je so versumpfen, daß keine andern Reize mehr lockten?"

Rosa unterdrückte ein leises Gähnen bei dem Gedanken.

„Du wirst Hermann vermissen," sagte sie.

„Der gute Hermann."

Die Augen der Greisin wurden feucht und ein weicher Ausdruck lagerte sich über die welken Züge. Lauernd beobachtete Rosa.

„Er scheint mir nicht glücklich," sprach sie langsam betonend.

„Wer ist es auf dieser sündigen Erde?"

Rosa überließ sich einem kleinen, lieblichen Wachtraum, sie sah sich an Wolf Siegfried's

Seite, alle Männer huldigten ihr, alle Frauen beneideten sie. Mühsam fand sie den Weg zurück ins altväterische Schlößchen Goldheim.

„Hermann besitzt sehr viel Gutmüthigkeit und eignet sich vortrefflich zu häuslichem Leben, als Familienvater wäre er glücklich geworden.“

Die Gräfin Wittwe seufzte tief.

„Mein armer Sohn!“

„Warum verheiratete man ihn nicht? hat er nie geliebt?“

„Die Apanage der Nachgeborenen ist nur unbedeutend in unserm Hause.“

„Er muß doch ein hübscher Junge gewesen sein und konnte leicht ein wohlhabendes Mädchen finden.“

„Seine Wahl war eine schlechte.“

„Also hatte er gewählt?“

„Rosa, lassen wir den Gegenstand, Jahre sind darum hingegangen und Dietrich will nicht, daß es irgend Jemand erfährt. Nur so viel muß ich Dir sagen, um nicht unwillentlich ein Unrecht zu begehen, nicht die Person von Hermann's Geliebten konnte ein Tadel treffen, sondern die Vereinigung blieb deshalb unmöglich,

weil sie dem protestantischen Glauben anhing und nicht reich war."

„Man trennte die Liebenden gewaltsam, nachdem es schon — zu spät war?"

„Keine Silbe weiter, Rosa."

Die Gattin des Enkels nahm bald Abschied von der alten Dame, wenn es nichts mehr zu entdecken gab, hielt sie auch nichts länger in Goldheim fest.

Zu Haus angekommen lief Rosa mit fröhlichem Ungestüm die Treppe hinan. Oben hielt sie großen Kriegsrath mit ihrer Kammerjungfer, die wunderbaren Erfindungen von Pariser Putzmacherinnen waren in Himmelburg noch nicht ans Licht gekommen. Heute wurde große Toilette gemacht. Mit entblößten Schultern und Blumen im Haar, trat sie in ihr Empfangzimmer, Rosa hatte Graf Johann zum Thee bitten lassen.

Der Majoratsherr selbst trug stets einen Jägeranzug, die jüngern Brüder kauften gutes Tuch und schonten ihre Kleider, so befanden sie sich gewöhnlich ein Jahrzehnt hinter der Mode.

Der steife Johann in seinem vorsündfluth-

lichen Rocke bildete schneidenden Gegensatz zu Rosa. Mit naivem Entzücken schaute er durch seine Brille auf die reizende Erscheinung. Wieder dachte er, warum vermählte man sie Hermann Werner und nicht mir?"

Rosa mühte sich coquett um ihn, nachdem sie ihn mit Allem versorgt hatte, lehnte sie sich nachlässig in die Ecke des Sophas. Weiße Spitzen fielen über eine leicht rosig angehauchte Haut, eine prachtvolle Perlenschnur wiegte sich auf köstlichem Halse.

„Wenn ich das Glück hätte eine Gattin zu besitzen wie Sie, dann würde ich sie nicht der Sphäre entreißen, für welche sie geschaffen ist."

„Sie sind sehr gütig, Onkel!"

„Nennen Sie mich nicht Onkel, ich hasse das Wort aus Ihrem Munde, es macht mich so alt, bedenken Sie, daß zwischen mir und Dietrich beinahe zwanzig Jahre liegen."

„Ja, Sie sind noch sehr jung, Johann!"

Rosa lächelte eigenthümlich dazu, sie dachte eben, der steife Himmelburg müsse schon in der kurzen Jacke des Knaben alt ausgesehen haben.

„Ich danke für die Gewährung meiner Bitte."

Verwirrt küßte der Graf die Hand der Dame.

„Erzählen Sie mir von Hermann," bat Rosa, „er hat kaum je mit mir gesprochen und ist mir nahezu fremd."

„Was könnte ich über ihn sagen? unter uns Brüdern besitzt er die schwächsten Fähigkeiten. Hätte Dietrich, was bei Hermann Werner's Zustand geboten schien, darauf verzichtet, den Sohn zu verheiraten, dann kam mir naturgemäß die Fortpflanzung des Hauses zu."

„Doch eher Hermann?"

„Nein, dieser ist zu Allem unfähig, er vermöchte niemals unser Haus würdig zu vertreten. Schon als Junge mußte ich ihn, den bedeutend Aeltern, hofmeistern. Er war nicht im Stande, sich selbst einen passenden Rock auszuwählen."

„Ebenso wenig eine passende Frau, der kluge Graf Johann von Himmelburg hätte das kaum wohlhabende, protestantische Fräulein Theodolinde von Warrendorf nie genommen."

„Rosa, die Trauung war ungültig!"

„Also doch eine Trauung!"

„Ich bitte Sie, lassen Sie die unheilvolle alte Geschichte ruhen, es ist mir unerklärlich,

wie Sie ihr überhaupt auf die Spur kamen; erführe Dietrich, daß was er verbergen will bekannt ist, er zermalmte uns beide."

„Ihr fürchtet alle den Majoratsherrn, ich theile dieses Gefühl keineswegs."

„Schweigen Sie zu Ihrem und meinem Besten."

„Unter der Bedingung, daß Sie mir Alles erzählen."

„Ich weiß wenig genug. Fräulein von Warrendorf bewohnte das Jagdschlößchen auf Horsten'schem Grunde am Saume des Himmelburger Forstes. Dort scheint es, traf sie mit Hermann zusammen, dieser wagte es nicht, des Widerstandes der Familie versichert, offen um sie zu werben. Sie flohen mit einander. Eine Unbesonnenheit Hermann's führte auf ihre Spur. Dietrich holte die Liebenden ein und trennte sie. Die Dame behauptete mit Hermann getraut zu sein. Dieser war zwischen dem Schmerze seiner Geliebten und Dietrich's Zorn vollständig vernichtet. Er schrieb endlich den von meinem Bruder ihm in die Feder dictirten Absagebrief und ich glaube, Fräulein von Warrendorf

und Hermann sahen sich seit der Zeit niemals wieder."

„Arme Theodolinde! nun begreife ich ihre vielen Sonderbarkeiten, wie mußte sie das feige, treulos, wortbrüchige Benehmen ihres Gatten kränken."

Nennen Sie Hermann doch nicht so, Dietrich würde wüthend, wenn er es erführe."

„Auf die Gefahr hin bleibe ich bei der Wahrheit, Ernst steht dem Majorate näher als Sie."

„Der Bastard!"

„Ernst Graf von Himmelburg, aus vollkommen ebenbürtiger und rechtmäßiger Ehe entsprossen."

„Mit Damen ist nicht gut streiten, sie stehen stets über oder unter der Vernunft."

Graf Johann erhob sich unmuthig, Zorn bekämpfte seine Verliebtheit.

Die junge Gräfin befahl noch einmal ihren Wagen. Sie schlang nur einen türkischen Schawl über die nackten Schultern, warf einen schwarzen Spitzenschleier auf das goldige Haar und fuhr dann in den milden Sommerabend hinaus.

Die feurigen Pferde durchmaßen in kaum einer halben Stunde den Raum zwischen Schloß Himmelburg und dem Kloster Maria-Schnee.

Ernst mußte heraus in den Garten kommen, denn kein Frauenfuß durfte die Clausur überschreiten.

„Ich bringe so große und wichtige Neuigkeiten, Ernst, daß ich Sie heute noch sehen mußte," begann Rosa.

Traurig hingen die schwermüthigen, herrlichen Augen an der glänzenden Erscheinung.

„Pater Albert hat auf mein Flehen mir mitgetheilt, daß ich ein Kind der Sünde bin," lispelte Ernst betrübt.

„Der Guardian hat Sie entweder belogen, oder was ich dem guten Mann eher zutraue, er ist selbst getäuscht worden. Sie heißen Ernst Graf von Himmelburg und sind mein Vetter von Vaters wie von Mutters Seiten."

„Gute Mutter! wie will ich sie lieben!"

„Sie besitzen ein vortreffliches Herz, Ernst, nennen Sie mich du, wie es sich zwischen Verwandten geziemt."

„Zuviel des Glückes auf einmal."

„Morgen treffen wir nicht an der Stelle unserer heutigen Begegnung zusammen, sondern auf der Eisenbahnstation, Du mußt fliehen, weil ich mich gegen Johann verrieth und der Majoratsherr würde Dich unerbittlich verfolgen. Ich habe Dich dort morgen um einen Dienst zu bitten.“

„Befiehl über mich Rosa.“

Jetzt wurde Ernst die kleine Hand überlassen und er drückte und küßte dieselbe abwechselnd.

Bevor sich noch der junge Mann von seinem Taumel erholte, war Rosa fort.

Also hinaus in die Welt sollte Ernst, auf eigenen Füßen, nicht länger mehr der Spielball fremden tyrannischen Willens, keine traurige Entsagung gab es mehr für ihn, sondern er durfte streben nach Glück. Er besaß nun einen Namen, eine liebende Mutter und eine reizende Verwandte.

„Zuviel der Wonne!“ rief es in Ernst.

Er raffte sich aus seinem köstlichen Sinnen empor. Heiter streifte sein Blick die Mauern des häßlichen Klostergartens mit den geschmacklosen Heiligenbildern. Gleich dem Alp hatten

sie oft auf die junge Brust gedrückt, jetzt fühlte sich Ernst frei.

Er gab sich dem Zuge hin, der den flügge gewordenen Vogel aus dem Neste treibt.

Auf zum Lichte! zum Fluge sonnenwärts.

Vor ihm lag nun das Leben mit all seinen Lockungen, seinem Zauberreize.

Noch ein Mal, zum letzten Male eilte der Jüngling zum Wohlthäter. Pater Albert hörte mit mildem Lächeln den glühenden Bericht.

Viel Träume mußten nothwendig weichen, viel frische Farben erblassen, bis Ernst die Welt mit den Augen des Mannes sah.

Der Guardian legte die Hand auf den Kopf mit den herrlichen braunen Haaren und sagte: „macte puer!“

„Die Flucht.“

Frisch wie der junge Tag, die Brust der Hoffnung erschlossen, so wanderte Ernst hinaus. Seine Bürde war leicht, er hatte nicht nöthig gehabt, ein zärtliches Band zu zerreißen, nichts ließ er zurück, aber er eilte dem Unbekannten entgegen.

Gleichzeitig mit dem Fußgänger kam Rosa bei der Station an. Die feuchten Haare ihres Pferdes bewiesen den raschen Ritt. Nachlässig warf sie dem Diener die Zügel hin und sprang herab. Ernst ließ seine Augen schwelgen an der feinen Gestalt, die das knappe Reitkleid vortheilhaft hob, an den zart gerötheten Wangen, den glänzenden Augen und den leuchtenden Locken. Rosa reichte ihm die Hand.

„Ich reise mit Dir," sagte sie.

„Wie — Du wolltest Schloß Himmelburg verlassen?" fragte er überrascht.

„Es soll nicht länger mein Gefängniß sein, führe mich zum Onkel und beschütze mich unterwegs, vertheidige mich auch gegen die Wuth des Majoratsherrn, wenn dieser mich verfolgen und einholen sollte."

„Mit Blut und Leben!"

Rosa lachte zn der unnöthigen Feierlichkeit der Versicherung.

Seltsam durchrieselte es den Jüngling, als er neben ihr Platz nahm im Coupé erster Klasse, sie befanden sich vollständig allein.

„Ließ man Dich friedlich ziehen?" fragte Ernst.

„Woran denkst Du! ich war so vorsichtig, Niemand von meiner Abreise in Kenntniß zu setzen. Sobald ich vermißt werde auf Himmelburg, wird der Majoratsherr all seine Getreuen aufbieten und hinter mir herziehen. Deshalb traf ich auch meine Vorsichtsmaßregeln, bis Abends nicht vermißt zu werden, so erlangen wir großen Vorsprung."

„Graf Dietrich von Himmelburg ist fürchterlich in seinem Zorn.“

„Er theilt das Schicksal anderer Götzen nur so lange gefährlich zu sein, als man an sie glaubt, übrigens sprechen wir nicht mehr von Himmelburg, ich möchte es selbst aus meiner Erinnerung vertilgen.“

Beide schwiegen eine Weile und tauchten ihre Blicke in die morgenfrische Landschaft. Ernst gedachte des letzten Males, als er denselben Weg zurücklegte, gebrochen an Leib und Seele, von Dietrich nach Maria-Schnee geführt, auf daß er aus der Welt verschwinde und mit ihm eine dunkle Geschichte des Hauses Himmelburg begraben sei. Nun hatte sich wider alles Erwarten das Thor seines Gefängnisses, seines Grabes geöffnet, er fühlte sich frei und wiedergeboren.

Weich streifte sein Auge das reizende Geschöpf, welches ihm half die Fesseln sprengen.

Auch Rosa kehrte in eine von ihr im Augenblicke des Unmuths geflohene Welt zurück. Wie klein erschien ihr jetzt, was damals sie so bitter gekränkt, sie empfand sich hübsch, jung

und reich, dies durchströmte sie mit köstlichem Machtgefühle.

In einander wogten die leuchtenden Blicke.

„Du wirst nun leben und lieben, Ernst.“

„Wenn es nur keine Sünde wäre!“

Silberhell klang ihr Lachen.

„Ich vermag Dir keine moralphilosophische Erklärung zu geben, aber so viel rathe ich Dir, lasse die gothischen Ansichten von Schloß Himmelburg hinter Dir.“

„Das Alte und Neue in meinem Dasein verwirrt mich.“

„Die Eindrücke klären sich allmälig. Doch der Zug hält und es ist Frühstückszeit, übe Deine erste Pflicht als Reisemarschall, hole Mundvorrath.“

Bald nachher kehrte Ernst zurück.

Er folgte mit blitzenden Augen Rosa's Händen, wie diese alles zierlich ordneten, die Flaschen, die Speisen, die Früchte. Dann lud sie ihn munter zur Theilnahme ein und schälte selbst eine Orange für Ernst. Rosa schmeckte es wieder, wie nie bei den langweiligen Mahlzeiten auf Himmelburg, der junge Mann vermochte sich nicht

zu erinnern, jenmals so heiter und köstlich getafelt zu haben, als jetzt, da ihre Kniee die Gerichte trugen.

Nachdem sie sich gesättigt fühlten, räumte Rosa in ihrem frohen Uebermuthe auf die Weise auf, daß sie alle Reste zum Fenster hinaus warf. Jetzt tranken sie goldigen Rheinwein und rauchten Cigarretten dazu. Ernst war letzteres nicht gewöhnt, wie ein Nebel umschleierte es ihm das Haupt.

Rosa sang muntere Lieder.

Nie hatte Ernst früher solche gehört, er lauschte mit stummem Entzücken und die Pulse klopften ihm.

Später kam die Mittagssonne und Rosa zog alle Vorhänge zu, im Waggon wurde es lauschig dunkel und kühl. Die junge Frau schloß die Augen und schlummerte sanft. Mit angehaltenem Athem saß Ernst gegen sie vorgeneigt, von Zeit zu Zeit wehrte er leise vom lieblichen Gesichte eine Mücke ab.

Wie lange diese Lage währte, Minuten oder Stunden, er wußte es später nicht zu bestimmen. Nur strich kühler Abendwind über ihre

Wangen, als Rosa erwachte und die Fenster öffnete.

Sie war jetzt zum Plaudern geneigt.

„Du erinnerst Dich Wolf Siegfried's?"

„Herrn von Fichtenau's, ja."

„Wir liebten uns."

„Warum heiratetest Du dann Hermann Werner und nicht Jenen."

„Weil wir uns unnütz quälten, weil wir gegenseitig unsere Macht erproben wollten und uns darüber verloren."

„Wie kann das sein, wenn man sich liebt. In der Liebe gehen Zwei in Eins auf, es besteht kein getrennter Wille mehr, Vereinigung bietet die höchste Wonne. Selbst Mißhandlungen der geliebten Person würde ich gleich Juwelen aufnehmen und mich damit schmücken. Liebe ist das communicandi sui der Geister."

„So steigt die Liebe aus weiß Gott was für Büchern Euch Mönchen auf. Mir ist sie ein unruhiges Suchen nach dem Rechten, der sich wohl niemals findet. Aber der Weg zu dem unerreichbaren Ziel gewährt Reiz, Beschäftigung, Leben."

„Ist die Liebe eingezogen, dann legen wir unser Herz zu den Füßen der Geliebten als Schemel.“

„Ernst, so liebt Niemand in der Welt.“

Der Jüngling wagte nicht zu antworten, es that ihm weh, daß ihm Rosa widersprach, allein er mußte sie für ihm überlegener und erfahrener halten.

„Wem sich die mystische Tiefe Deiner Seele erschließt, der wird Schätze entdecken, wie sie die jungen Herren unserer Gesellschaft niemals bieten.“

Ernst schwieg in stummem Schmerzgefühl, er ward tief traurig und wußte nicht warum.

Reisemüde erreichten sie die Grenze.

„Nun soll mich nichts abhalten, mich auf einem wirklichen Bett auszustrecken,“ bemerkte Rosa.

„Du willst nicht vorwärts eilen, um der Verfolgung des Majoratsherrn zu entgehen?“

„Nein, denn ich habe es Dir ja schon gesagt, ich fürchte ihn nicht.“

Zusammen fuhren sie in ein großes Hôtel.

Rosa nahm ein Bad, brachte ihre Haare

wieder in Ordnung und setzte sich dann mit Ernst zu der bequem servirten Tafel in ihrem Privatzimmern.

Während des Mahles lief das Zünglein der jungen Frau heiter über tausend Dinge hinweg, sie nahm es nicht wahr, daß Ernst sich auf einsilbige Antworten beschränkte. Rosa beachtete es auch nicht, wie keine Speise über seine Lippen kam. Nur das Kelchglas führte er häufig an den Mund, es war ihm die Kehle trocken und heiß.

Wie gefesselt hing der Blick des jungen Mannes an der feinen, zierlichen Gestalt, dem hübschen, beweglichen Gesichte, das in wenigen Minuten verschiedene Eindrücke abspiegelte. Sein Ohr trank gierig Rosa's Worte, die führten ihn weit aus dem Kreise der abgezogenen Ideen, durch Lehre und Umgebung in ihm erregt. Es öffnete sich ihm die Aussicht in eine neue Welt, hier galten der Scherz, die Lust, der Genuß, Blumengewinde durchflochten das Leben, sprudelnder Witz ersetzte die ernste Denkkraft und der Durst des menschlichen Herzens nach Glück bildete die einzige Richtschnur.

Spät erhob sich Rosa.

„Wir wollen schlafen, Ernst,“ sagte sie, „gute Nacht!“

Er erwachte wie aus schwerem Traume, wie aus lähmender Betäubung. Aufrecht stand er vor ihr und sein glühender Athem streifte das goldige Haar.

„Ich liebe Dich, Rosa,“ stammelte Ernst, „so wie Du behauptest, daß Niemand liebt, nichts fordere ich von Dir, bin aber bereit, Dir mein Leben zu weihen.“

Silberhelles Lachen durchdrang das nächtlich stille Gemach. Ihm that es tief weh, ihn durchschauerte es. Gegen Rosa's Zorn war Ernst gerüstet, ihr Spott erregte wilden Schmerz. Noch hielt er an sich bis die Schleppe ihres Reitkleides hinter der Thür verschwand, dann brach der grause Seelensturm aus.

Dem umnachteten Auge des Jünglings verhüllten sich die drei Sterne des Menschengeschickes, Ernst glaubte, er hoffte nicht mehr und wähnte aufgehört zu haben zu lieben.

„Gott ist fern und die Menschen sind ohn' Erbarmen,“ hallte es in ihm.

So ward es tief finster in ihm und um ihn her. — In knabenhaftem Trotze warf er sich auf den Fußboden nieder und blieb vor Rosa's Schwelle liegen, die lange, bittere Nacht hindurch.

„Die Verfolgung."

Vitus Horner ging zur Verdauung seines Mittagsmahls spazieren, ihm begegnete Pater Albert vom Besuche eines Kranken aus benachbartem Dorfe kommend.

„Was wird nun Ernst beginnen, wenn er nicht in den Orden tritt?" fragte der Schloßkaplan, nachdem einige örtliche Angelegenheiten besprochen worden waren.

„Ernst ist fort," bemerkte der Guardian zögernd.

Der Mönch fürchtete sich vor dem Majoratsherrn, aber früher oder später mußte die Nachricht doch zu Graf Dietrich gelangen.

„Fort! wohin?"

„Vermuthlich in die große Kaiserstadt, er besitzt dort Beschützer und Freunde."

„Woher nahm er die Mittel zur Reise?“

„Ich ließ ihm seinen Erwerb, möglich daß er eine kleine Summe ersparte.“

„Hm! hm!“ Vitus Horner räusperte sich mehrere Male bedeutungsvoll, auch brach er das Gespräch mit Pater Albert rasch ab, es drängte ihn, die Neuigkeit dem Majoratsherrn mitzutheilen.

Am Saume des Himmelburger Forstes trafen sie zusammen. Dietrich hatte die Flinte über dem Rücken hängen, aber die Jagdtasche war leer. Seit Hermann Werner's Abwesenheit empfand der Vater eine krankhafte Sehnsucht nach dem Sohne. Dietrich zählte die Monate, die Wochen, ja die Tage, die vergehen mußten, bis sein Liebling zurückkommen könne. Gegen Rosa, deren Vermählung mit dem Erbgrafen so unglücklich ausgefallen und deren Willen das Verbannungsurtheil entsprang, fühlte Dietrich dumpfen Haß.

Zerstreut nahm er Vitus Horner's ehrerbietigen Gruß entgegen. Umsonst harrte der Schloßkaplan der Anrede. Die zwei Männer waren schweigend neben einander gegangen, bis

zum Fuße des Schloßhügels. Plötzlich hemmte Vitus Horner den Schritt. Die Erklärung dünkte ihm besser hier abzugeben, als in Gegenwart der Gräfin, die durch lauter thörichte Fragen und Einfälle gestört haben würde.

„Herr Graf!“

„Was wollen Sie?“

Die kalten, harten, graublauen Augen ruhten scharf auf dem Gesichte des Geistlichen, diesen verwirrend.

Dietrich wiederholte seine Frage.

„Ernst ist verreist!“

Jetzt funkelte der Blick des Majoratsherrn wild, die riesige Rechte packte krampfhaft den Arm des Schloßkaplans.

„Der Junge wird noch Schmach über unser Haus bringen!“

Vitus Horner zerbrach sich umsonst den Kopf, in welcher Weise Ernst dem gräflichen Hause Himmelburg Schande zufügen könne.

„Sprechen Sie weiter!“

Der Majoratsherr schäumte und rüttelte ungestüm den Arm des Andern.

„Möglich daß Feldkamp dahinter steckt.“

Vitus Horner wischte sich die Stirn, er befand sich in Gewalt des Wüthenden und wünschte herzlich den schlauen Rector an seine Stelle.

Dietrich fiel bei, wie Feldkamp sich immer lauernd verhalten hatte und wie er nach den Geheimnissen des Hauses Himmelburg fortwährend spähte. Die Lust, sich in die dunkeln Angelegenheiten der Familie zu mischen, wollte der Majoratsherr dem Priester gründlich vertreiben. In seiner Erregung schritt Dietrich so weit aus, daß der Schloßkaplan nur keuchend zu folgen vermochte.

„Was wissen Sie sonst noch?"

„Nichts!"

„Sollte am Ende gar Rosa bei der Sache betheiligt sein?" der Gedanke fuhr Dietrich durch den Kopf.

„Ich bitte, rufen Sie mir Johann."

Froh, so leichten Kaufs loszukommen, machte sich Vitus Horner daran, den gelehrten Grafen zu suchen.

Mittlerweile erreichte der Majoratsherr die seiner Schwiegertochter eingeräumte Zimmerreihe. Er betrat sie äußerst selten, erstens wegen des

Mißverhältnisses zu Rosa und weil der Ort den Schmerz um Hermann Werner stets wieder verstärkt wach rief. Heute überwog der Eindruck des Gehörten jede andere Rücksicht.

Die Thür gab nicht nach. Dietrich versuchte es bei verschiedenen Eingängen und fand alle verschlossen.

Die junge Gräfin war früh morgens ausgeritten, seitdem hatte sie Niemand mehr im Schlosse gesehen.

Endlich hegte Dietrich keinen Zweifel mehr, Rosa und Ernst waren zusammen entflohen.

Der Reitknecht, dessen Verhör im Stalle zur Entdeckung führte, erschrak über das tödtlich bleiche Gesicht seines Gebieters, die unnatürliche, sonst dessem Wesen fremde Ruhe.

Johann stand schon an des Bruders Seite.

„Wir holen sie sogleich ein,“ murmelte Dietrich.

Johann nickte stumm, es wäre in der gegenwärtigen Gemüthsverfassung seines Bruders sogar einzustimmen gefährlich gewesen.

Die Vorbereitungen zur Reise wurden so hastig getroffen, daß Johann dabei seine Brille

zerbrach, dies machte ihn für den ganzen Weg blind. Der Majoratsherr riß ihn mit sich ans Coupé, brachte ihn dort in einer Ecke unter und der gelehrte Graf mußte sich damit zufrieden geben, in ruhiger Hülflosigkeit seinen Platz zu behaupten.

Obschon keine Macht der Erde die Eisenbahnfahrt beschleunigen konnte, gönnte sich Dietrich doch nicht die Muße, unterwegs auch nur zu essen — Johann mußte mit hungern.

Indem der Majoratsherr Gold säete, gelang es ihm, die Spur der Flüchtlinge bis zu dem Hôtel in der großen Grenzstadt zu verfolgen.

In traurigem Zustande langten die beiden Grafen Himmelburg dort an. Dietrich erregte durch sein Nimrodscostüm Aufsehen und Johann durch die Hülflosigkeit, mit welcher er sich auf den Arm des Bruders stützte.

Sie drangen aller Vorstellungen des Wirthspersonals ungeachtet in Rosa's Zimmern ein.

Die sich in sich selbst verzehrende Bewegung hatte Ernst erschöpft und ihm endlich auf seinem harten Lager die Augen in fieberhaftem Schlafe geschlossen. Das wüthende Hereinstürmen Diet-

rich's weckte den Jüngling und dieser sprang in die Höhe, als eben der Majoratsherr mit dem Fuße nach ihm stoßen wollte.

Ueber das edle bleiche Gesicht flammte Zorn.

„Sie versuchen Ihr eigenes Blut im Neffen zu schänden," versetzte Ernst strenge.

„Bube! Du mein Neffe! Du der Sohn einer Närrin, die niemals Hermann's rechtmäßige Gattin gewesen."

„Wagen Sie es nicht, von meiner Mutter anders als mit Ehrerbietung zu reden."

„Lasse ihn," bat Johann flüsternd, „Rosa ist doch weit wichtiger als er."

„Gieb Raum!" herrschte Dietrich.

„Keinen Zoll."

In dem Augenblicke, der für Ernst gefährlich werden konnte, wurde die Thür von Rosa's Zimmer von innen aufgerissen. Die junge Dame stand angekleidet, reisefertig gerüstet da.

Graf Himmelburg, ich verbiete Ihnen, mich weiter zu belästigen," versetzte sie kalt. „Ich kenne zu viel von Ihren Geheimnissen, um irgendwie in Ihrer Macht zu sein. Meine Vermählung mit Ihrem Sohne muß Ihnen, da Sie

sein Uebel kannten, die Mißbilligung aller rechtlichen Menschen zuziehen. Das an Ernst begangene Unrecht aber ist vor dem Gesetze straffällig."

Wie die vom Blitze getroffene Eiche brach Dietrich auf einem Sitze zusammen.

„Das mir!" brachte er mühsam heraus.

Rosa hatte mit Ernst das Gemach verlassen, die zwei Brüder befanden sich allein, der jüngere mühte sich um den ältern.

„Johann," versetzte Dietrich dumpf, „Gott ist mein Zeuge, daß was ich that, zu seiner und meines Hauses Ehre geschah!"

„Noch ein Stück der Kette."

„Nun habe ich Dir bewiesen, daß der Majoratsherr nicht unverwundbar ist," bemerkte Rosa triumphirend.

Eben erst fiel ihr Blick auf Ernst, die Spuren einer unter Qualen durchwachten Nacht zeigten sich deutlich auf dem edeln Gesichte.

„Warst Du krank?" fragte sie theilnehmend.

„Nein, Rosa."

„Du bist ein Kind!"

Die kleine Hand fuhr liebkosend über die bleiche Stirn, über die seidenweichen, kastanienbraunen Haare.

Ernst bebte vor dem eigenthümlichen Magnetismus dieser Berührung zurück.

„Ich kränkte Dich und Du warst bereit Dein

Leben für mich zu wagen, denn in seiner Wuth konnte Graf Dietrich von Himmelburg Dich tödten."

„Lassen wir dies, Rosa."

„Nein, wir lassen es nicht. Du bist mein Held! Ich führe Dich mit mir, Du wohnst bei uns, ich helfe Dir Deine Familienstellung erkämpfen und wir bleiben Freunde unser Leben lang."

Sie sprach mit Wärme und er lächelte traurig dazu.

Indessen gab allmälig auf der Reise die Spannung von Ernst's Gemüth nach, unter Rosa's Zärtlichkeit schmolz seine schmerzliche Zurückhaltung.

Freiherr von Horsten empfängt seine Nichte mit offenen Armen.

Die alten, freundlichen Räume umfangen sie wieder, gleich einem bösen Traum überstanden und verschwunden dünkte Rosa ihre kurze Ehe.

Ernst neigte sich küssend über die Hand der Stiftsdame, die herrlichen braunen Augen blicken mit sanfter Trauer ihr ins Gesicht. Ueberwäl-

tigt von der Freude des Wiedersehens drückt Theodolinde den jungen Mann an sich.

„Er liegt zu ihren Füßen.“

„Mutter,“ stammelt die erbleichte Lippe.

„Erkenne Deinen Sohn an,“ mahnt Rosa.

„O Gott! mein Kind! mein Kind!“

Gleich darauf erschüttert krampfhaftes Zittern den Körper der Stiftsdame.

„Was habe ich gethan!“ ruft sie entsetzt, „Graf Dietrich wird Dich und mich vernichten.“

Aengstlich schlang sie die schwachen Arme um den Sohn.

„Mutter, fürchte Dich nicht, denn ich bin da, Dich zu beschützen.“

„Warum habe ich mir so lange das Glück geraubt!“

„Ja, warum thaten Sie dies Cousine?“ fiel die kühle Stimme des Ministers ein. Erzählen Sie uns jetzt die Geschichte Ihrer Ehe mit Graf Hermann von Himmelburg, wir müssen Schritte thun, Ihre und Ernst's Anerkennung zu erzwingen.“

Indessen fühlte sich Theodolinde außer Stand dem Verlangen zu entsprechen. Sie war matt

und krank durch Gemüthsbewegung und mußte ruhen. Den wiedergewonnenen Ernst aber wollte sie nicht lassen, sondern hielt ängstlich seine Hand.

Endlich, mehrere Stunden später, erschien die Stiftsdame auf den Arm ihres Sohnes gestützt wieder im Salon.

Nun vermochte sie ihre Erzählung zu beginnen.

„Nach der Vermählung meiner Schwester lebte ich, wie Sie wissen, Cousin, längere Zeit in dem kleinen Schlößchen, das auf der Grenze der Horsten'schen Besitzungen gegen den Himmelburger Forst zu steht. Ich liebte die Einsamkeit und brachte ganze Tage mit Lesen zu. Ein Zufall führte Hermann's ersten Besuch herbei, er hatte sich auf der Jagd verspätet und war sehr müde geworden. Nachher kam er öfter. Ich versuchte ihn zu bilden.“

„Eine Aufgabe, welche menschliche Kräfte übersteigt,“ bemerkte Freiherr von Horsten.

„Er gefiel mir, sein vortheilhaftes Aeußere, sein sanfter, nachgiebiger Charakter nahmen mich für ihn ein. Auch ich zog ihn an — wir liebten uns.“

Hier schwieg Theodolinde und Thränen rollten langsam über die welke Wange.

Ernst küßte ihre eine Hand, Rosa drückte aufmunternd die andere, die beiden jungen Leute hatten sich rechts und links von der Stiftsdame auf das Sopha gesetzt. Freiherr von Horsten befand sich in einem Lehnstuhle gegenüber, auf seinen Füßen lag die schöne Katze, welcher er krauete, die Miene des Staatsmannes drückte leisen Spott aus.

„Ich war zufrieden," fuhr Theodolinde fort, „wenn nach kurzem Zwischenraume Hermann stets wiederkehrte, fühlte ich mich glücklich und forderte nicht mehr. Aber mein Geliebter zeigte sich oft traurig, bei dem französischen Sprachunterricht benahm er sich zerstreut. Er theilte mir mit, es fliehe ihn der Schlaf und sein Appetit weiche: Wir müssen uns diesseits und jenseits besitzen, schloß er."

„Eine echt Himmelburger Idee," versetzte Freiherr von Horsten.

„Finde ein Mittel, Geliebte, bat er mich eines Tages."

„Dies sieht Graf Hermann ähnlich" bemerkte

Rosa, „er liebt es immer, auf jemand Andern die Mühe eines Entschlusses und dessen Ausführung zu übertragen.“

„Arme Mutter,“ begnügte sich Ernst zärtlich in Theodolindens Ohr zu flüstern, die ihn selig zulächelte.

„Können wir uns nicht heiraten? fragte ich scheu. Nein, dies können wir hier nicht, erwiderte Hermann, mein Bruder Dietrich würde es nie zugeben, weil Du protestantisch und nicht reich bist. Ich darf entweder gar keine Frau nehmen, oder nur eine solche, die die Mittel zu glänzendem Leben mitbringt. Dietrich hält in unserm Stande Armuth für schändend. Wir jüngern Brüder müssen auf dem Stammschlosse oder bei der Mutter leben.“

„Wie war in unserer Zeit eine solche Knechtung der Ideen möglich?“ schaltete Freiherr von Horsten ein, „die ganze Abhängigkeit Hermann's von Dietrich lag nur in der Gesinnung, denn rechtlich besaß der ältere Bruder über den jüngern nicht die mindeste Macht.“

„Sie haben nie längere Zeit in Himmelburg unter Graf Dietrich's Umgebung gelebt, Excel-

lenz," erwiderte Ernst, „sonst würde Sie der außerordentliche Einfluß einer energischen, in der Wahl der Mittel niemals schwankenden Persönlichkeit minder befremden."

„Du sprichst die Wahrheit, Ernst, sie fürchten ihn alle, und mich selbst überfällt ein Zittern, sobald ich Graf Dietrich sehe oder nur an ihn denke."

„Da bin ich tapferer als Du, Tantchen," fiel Rosa heiter ein, „erst neulich habe ich den Majoratsherrn gänzlich besiegt. Doch theile uns endlich mit, wie Du allen Hindernissen zum Trotze Hermann's Gattin geworden warst."

„Weiß ich es, ob ich es wirklich bin!" seufzte die Stiftsdame, „Du, Ernst, vergieb mir."

Ein paar Tropfen sammelten sich in den herrlichen Augen.

„Was auch die Menschen für Unrecht an Dir begangen haben, ich liebe Dich, Mutter!"

Die Stimme erstickte hier in der Bewegung und jedes Atom von Farbe wich aus Ernst's Gesicht. Wie durch Zaubermacht gebunden hing er an Theodolindens Munde, jetzt mußte die Entscheidung fallen, war Ernst ein Ausgestoßener

ohne Namen, ohne Heimath, ohne Familie? oder durfte er kühn sein Erbrecht fordern?

„Verschweigen Sie uns keinen Umstand," ermahnte der Staatsmann die Stiftsdame.

Diese fuhr fort: „Wenn wir uns hier nicht angehören können, dürfen, so vermögen wir ja in ein freies Land zu fliehen, wohin der Arm des Majoratsherrn nicht reicht. Du hast Recht, Geliebte, stimmte Hermann freudig in meinen Vorschlag. Aber wohin, ich weiß keinen Ort, an welchem mich Dietrich nicht erreichen könnte. Sobald wir getraut sind, befindet er sich außer Stande uns zu trennen, entgegnete ich, und da wir beide majorenn sind, kann die kirchliche Einsegnung nirgends Schwierigkeiten bieten. Ehemals brachte ich einige stille Wochen bei einem guten Pfarrer in der Nähe von Interlaken zu, gehen wir zu meinem alten Bekannten. Hermann war von dem Einfalle entzückt. Unter den Vorwand, für sein Halsleiden eine Molkenkur zu brauchen, gelang es ihm in die Schweiz zu kommen, ich folgte dorthin. Wir wurden Mann und Frau und verlebten im Pfarrhofe zu Ringenberg eine selige Woche."

Die Stiftsdame schwieg hier von ihren Erinnerungen überwältigt, sie führte ihr Tuch an die Augen.

„Acht Tage im Leben war ich wirklich glücklich," nahm sie ihre Erzählung wieder auf. „Um das alte Gemäuer rankte sich grüner Epheu, der Brienzer See lachte uns blau und lieblich entgegen und Hermann trennte sich keine Sekunde von mir. Wir lasen, wir plauderten und wir wanderten zusammen, oft ruderte mich auch Hermann in den See hinaus, die prachtvollen Alpen umschlossen unser glückliches Thal, uns fehlte nichts auf Erden."

„Besitzen Sie Beweise der Trauung?" fragte Freiherr von Horsten aus der Elegie zu Thatsachen flüchtend.

„Ja, denn unsere Trauung wurde im Kirchenbuche zu Ringenberg eingetragen, Certifikat nahmen wir zwar keines, daran dachten wir in unserm Liebeshimmel gar nicht, allein es leben gewiß noch mehrere Zeugen der kirchlichen Handlung, denn es strömte das Landvolk dazu herbei und wir beobachteten nicht das geringste Geheimniß, sondern verhielten uns öffentlich als Mann

und Frau. Hermann freute sich, so oft mich Jemand als seine Gattin anredete, er sagte dann stets, nun wird Dietrich wollen müssen. Nur der Umstand peinigte ihn, daß die Ceremonie nicht nach katholischem Ritus stattfand, und ich mußte ihm versprechen, im Vaterlande die Trauung zu wiederholen, er hoffte sogar, mich zu seiner Religion zu bekehren."

„Ich wette, daß das Unterlassen der katholischen Trauung für den Esel hinreichend war, um sich nicht für rechtmäßig vermählt zu halten," sagte Freiherr von Horsten, „übrigens schreibe ich sogleich an die schweizer Behörde und zweifle keineswegs, in Kurzem können wir von dem Majoratsherrn die Anerkennung erzwingen. Er schwebt unter der Gefahr eines Criminalprocesses, denn er verdrängte Sie und Ernst widerrechtlich aus dem Ihnen gebührenden status, enthielt beiden die daraus entspringenden civilrechtlichen Vortheile vor und beging somit eine Spoliation."

„Arme Mutter, ich errathe, Graf Dietrich trennte Euch gewaltsam," bemerkte Ernst traurig.

„So geschah es in der That, mein Sohn. Nach Himmelburg mochte Kunde von uns ge-

drungen sein. Eines Tages, als wir in der Laube am See beim Frühstück saßen, wurde Hermann abberufen, sein Bruder war da — ich sah ihn nicht wieder."

„Der verpflichtet war Dir Alles zu sein, hat Dich feige verlassen?"

Ernst's Augen blitzten unwillig.

„Einige Stunden später," fuhr Theodolinde fort, „kam ein Hermann geschenkter Ring nebst meinem Porträt zurück, von wenigen Zeilen begleitet. Diese enthielten einfach die Mittheilung, unsere Verbindung sei für immer gelöst. Die kurzen, herben Worte verriethen deutlich, daß, wenn auch Hermann sie niederschrieb, Dietrich sie einflößte. Mich warf der Kummer auf das Krankenlager, Wochen, Monate vergingen, bis ich meine volle Besinnung wieder gewann. Pfarrer Wener meldete dem Majoratsherrn, ich würde Mutter werden. Dieser antwortete, obschon er keine rechtliche Verpflichtung dazu anerkenne, wolle er für das Kind sorgen, doch nur unter der Bedingung, es sei ihm gänzlich überlassen und erfahre niemals das Geheimniß seiner Geburt. Mein Freund rieth mir nicht

einzuwilligen, allein von Hermann verlassen fühlte ich mich zu gebrochen zum Widerstande. Du kamst in Ringenberg zur Welt, Hermann, und Pfarrer Wener trug Dich ins Kirchenbuch als Graf von Himmelburg ein. Als Du wenige Monate alt warst, ließ Dich der Majoratsherr abholen. Lange hatte ich Deine Spur verloren, nachher fand ich Dich im geistlichen Seminare wieder. Aus Furcht vor Graf Dietrich wagte ich auch damals nicht zu sprechen — er konnte uns für immer trennen. Nun noch einmal, vergieb mein Sohn, daß ich Deine Rechte nicht kräftiger vertrat."

Ernst erwachte aus peinlichem Sinnen, nie hatte ihm noch das Leben gelacht, jetzt lud ihm das Geschick eine Bürde auf, indem er erfuhr, daß die ihm Nächsten Unrecht und Gewalt an ihm verübt, oder doch mindestens durch grenzenlose Schwachheit an ihm gesündigt hatten.

„Wir haben viel schöne Jahre verloren, Mutter," bemerkte Ernst schmerzlich. „Ohne den guten Pater Albert, ohne Rosa's Hülfe wäre Graf Dietrich's unbequemer Neffe für immer im Kapuzinernovizen verschwunden."

„Nun sind Sie frei, Ernst," versetzte Freiherr von Horsten heiter.

„Weiß ich es selbst! mich lockt die Welt und mich schreckt die Sünde, wohl möglich ich wähle doch noch das Kleid des Mönches."

„Die Luft auf Himmelburg war Ihnen schädlich," bemerkte der Staatsmann und ironisch zuckte es um den geistreichen Mund.

„Martha soll Dich heilen!" rief Rosa.

Die hellen Augen suchten die Ernst's und zwei feine Hände nahmen seine Rechte gefangen.

Leises Zittern bewegte den Körper des jungen Mannes.

„Mein Sohn! mein Sohn!"

Die Stiftsdame schloß den Wiedergewonnenen schmerzlich in die Arme — sollte sie ihn abermals verlieren?"

„Wiedervereint nach zwanzig Jahren."

Ein bescheidener Fiaker hielt an dem eleganten, vom Minister bewohnten Herrenhause. Die Diener maßen höhnisch eine steife, lange, in altmodischen Kleidern steckende Gestalt. Der Anfahrende war kein Bettler, kaum ein Bittsteller und kaum ein Besucher des modischen Kreises. Uebrigens zeigten sich auf dem verlebten durchfurchten Gesichte Spuren regelmäßiger, vormals angenehmer Züge, auch die Haltung erschien eine gute.

„Ist Baronin von Warrendorf zu sprechen?" fragte er.

„Die Frau Gräfin von Himmelburg," entgegnete der Thürhüter strenge.

Die Dienerschaft im Freiherrn von Horsten'schen Hause hatte genaue Instruction empfangen.

Die blauen Augen des Angekommenen schauten blöde, und dumme Verwunderung malte sich auf seinem Gesichte.

„Ja so," versetzte er, „melden Sie der Frau Gräfin, Graf Hermann von Himmelburg."

Hierauf stieg er steif und langsam die Treppe hinan, nichts regte sich in ihm bei Wiedersehen der Frau, die er vor langen Jahren geliebt und der er so wehe gethan hatte.

Der voranschreitende Diener öffnete die Thür, Theodolinde und Ernst standen zum Empfange bereit.

Graf Hermann küßte kühl die Hand seiner Gattin.

„Auch Du hier!" bemerkte er gegen den Sohn.

Dieser brachte dem Vater kein Herz entgegen, konnte ihm keines entgegen bringen. Kalt begegneten sich die Hände, nachher verließ Ernst das Gemach, er wollte durch seine Gegenwart die Mittheilung der lange Getrennten nicht hemmen.

Seite an Seite saßen sie wieder wie vor Jahren, anfangs ängstlich, allmälig muthiger suchten Theodolinden's Augen den Geliebten.

„Es war eine sehr heiße Fahrt," versetzte er sich die Stirn wischend.

Die Gattin seufzte auf. Sie hatte doch wohl nur ein Phantasiebild, nicht den Mann, der sich hier wirklich neben ihr befand, geliebt.

„Ich hoffe, daß ich bald wieder in Himmelburg zurück bin," fuhr Hermann fort, „die Schießzeit hat begonnen und man vermißt mich schwer zu Hause. Wer soll auch meines Bruders Gästen die Plätze auf der Jagd anweisen, wenn ich nicht da bin. Auch Hermann Werner braucht mich nothwendig, seit der unglücklichen Hochzeit kehren seine Anfälle häufiger und stärker zurück."

„Du hast die Mission, den Deinigen zu helfen," erwiderte Theodolinde.

Hermann blickte sie dumm an, den Sinn ihrer Worte verstand er nicht.

Ungeachtet alles weiblichen Bemühens in die Asche zu blasen, glimmte kein Funken früherer Gefühle mehr. Das Gespräch schlich matt dahin, denn auch Theodolinde ermangelte der freudigen Erregung, die ihr sonst half, den Schwerfälligen zu ermuntern.

Es war für beide eine Erleichterung, als Freiherr von Horsten sagen ließ, er bitte Graf Hermann zu kurzer Unterredung zn sich.

„Alles in Ordnung, Himmelburg?" empfing Freiherr von Horsten den Gast.

„Dietrich trug mir auf, in die gestellten Bedingungen einzuwilligen, um jeden Preis müsse ein Proceß vermieden werden, unsere Familienverhältnisse dürften nicht in die Oeffentlichkeit kommen."

„So hat Sie Furcht von Theodolinden getrennt und Furcht vereint Euch wieder."

„Mich trifft keine Schuld, Dietrich befahl und ich gehorchte."

„Ein Mann trägt auf alle Fälle die Verantwortung seiner Thaten."

„Es ist hart, daß ich Ernst die Hälfte meiner Apanage abtreten soll."

„Wovon sonst könnte er leben?"

„Er mag mit uns kommen."

„Himmelburg, Ihres Bruders Nähe, dürfte Ernst nicht locken, auch muß er hier seine Studien vollenden. Ich hoffe, ihm dann bei dem

Eintritte in den Staatsdienst oder dem Ergreifen irgend eines Berufes nützlich zu sein."

„Hoffentlich nichts gegen unsern Stand."

„Sie haben sich die ganze Zeit merkwürdig wenig um Ihren Sohn bekümmert, somit können Sie mir füglich auch fernerhin das Geschick desselben anvertrauen. In erster Reihe handelt es sich darum, daß man überhaupt lebt und erst in zweiter, daß man dies standesgemäß thut."

„Theodolinde wird künftig auch in Himmelburg wohnen?"

„Nein, das Verhältniß wäre wegen Ihres Bruders Dietrich Benehmen zu peinlich für meine Schwägerin. Rosa räumt Ihnen das Horsten'sche Jagdschlößchen ein. Mit der Ihnen verbleibenden Apanage und Theodolindens Einkünften können Sie dort bescheiden zurechtkommen."

Hermann stöhnte, ein Sohn von Himmelburg bürgerlich eingeschränkt vegetiren und noch dazu unter den Augen des Majoratsherrn! allein er wagte auch hier nicht zu widersprechen.

Später versammelte sich die Gesellschaft im Salon.

Hermann erschrak bei jeder weiteren Ent-

deckung, die er im Gesichte seiner Frau that. Theodolindens Locken waren falsch, der Golddraht ihres künstlichen Gebisses verrieth sich. Hätte die Hand der Zeit unmerklich an seiner Seite die Gefährtin berührt, er würde es nicht beachtet haben, aber der jähe Sprung entsetzte ihn, ein damals schon an der Grenze der Jugend angelangtes Wesen nach zwanzig Jahren wiederzusehen.

Zögernd bot er den Arm, die Gattin zu Tische zu führen.

Ernst trat mit glühender Stirn an Rosa heran. Der hellgrüne Seidenstoff, in seiner Farbe den Wogen eines deutschen Stromes entsprechend, kleidete sie vortrefflich. Auf dem blendenden Halse funkelte ein kostbares Medaillon, im eigenthümlich goldigen Haar stak echtes Edelweiß.

Die kleine Hand auf Ernst's Arm brannte diesem, als sei sie eine glühende Kohle.

Rosa unterhielt während des ganzen Mahles ein ununterbrochenes, niemals erwidertes Witzfeuer gegen Hermann. Dieser trug den Uebermuth gelassen und verdrossen.

Erst am Ende des Mahles wachte er auf, als Freiherr von Horsten sagte: „Sie können dem Majoratsherrn einen Erben oder eine Erbin von Himmelburg verkünden!"

Hermann ließ erstarrt sein Weinglas fallen und vergaß den bereits zum Trinken geöffneten Mund zu schließen.

Im allgemeinen Gelächter über dies schöne Bild entschlüpfte Ernst, einige Worte von Unwohlsein murmelnd.

Niemand vermißte ihn, kein Auge und auch keine Theilnahme folgten ihm zum stillen Walde, in dem er sich auf die Moosdecke warf, um den wilden, unermeßlichen Schmerz des jungen Herzens auszuströmen.

„Mein Engel, darf ich Graf Pahlenberg besuchen?" fragte Hermann während des Kaffees zu Theodolinde.

Sie hatte nichts dagegen und der glückliche Gatte machte sich mit dem Gefühl des losgekommenen Schuljungens auf den Weg.

Zu Hause traf Hermann den Gesuchten natürlich nicht, der Kammerdiener meinte, der Herr Graf befinde sich im Klub.

Dorthin also lenkte der Landjunker die Schritte.

Er war so glücklich, in einer Ecke Pahlenberg nebst mehreren seiner frühern Bekannten anzutreffen. Sie hatten eben ein wissenschaftliches Whist beendet. Die Meisten davon empfingen ihn mit schlechten Witzen.

„Nun, wie steht es?" rief Pahlenberg, „bist Du verheiratet oder nicht?"

„Ich bin es und besitze noch überdies einen erwachsenen Sohn, Ihr kennt ihn ja alle, Ernst Warrendorf."

„Wird der junge Mann Sie nach Himmelburg begleiten?" fragte Hugo.

„Er bleibt hier bei Horstens."

„So!"

Der Rittmeister, Freiherr von Hohenrott, sprach es sehr gedehnt; obschon seinem Hause nie ein Versucher nahte, empfand er doch eine unbestimmte Eifersucht gegen sämmtliche Männer. Ernst's Rückkunft weckten alte, verjährte Gefühle aus der Zeit von Hugo's Bewerbung um Martha wieder auf. Hohenrott sah gealtert und unzufrieden aus.

„Mich freut es für Ernst, daß Sie ihn anerkannten,“ bemerkte Waldemar und über das braune Husarengesicht gleitet sonniges Lächeln, der Junge war von jeher mein Liebling, nun geben Sie mir ihn nur gleich in die Escadron.“

„Dies geht nicht, bevor er in seinem Vaterlande der Dienstzeit genügte.“

Hugo nahm nach diesen unmuthig gesprochenen Worten ein Zeitungsblatt auf.

„Was macht die junge Gräfin von Himmelburg?“ fragte Wolf Siegfried.

Ueber das bleiche, schöne, abgespannte Gesicht zuckte es wie ein Schatten von Interesse.

„Die junge Gräfin von Himmelburg! Sie meinen Rosa?“

Wolf Siegfried nickte.

„Die ist wohl und befindet sich wieder hier bei ihrem Onkel, meinen Neffen verließ sie.“

„Die Hochzeiten enden seltsam in Himmelburg,“ bemerkte Graf Pahlenberg ruhig.

Er gedachte seiner eigenen vorgehabten mit Hermenegilde.

„Im Süden und Norden brauen sich neue

Stürme zusammen," sagte Hugo über sein Blatt hinaus, „Preußen verbindet sich mit Italien."

„Mich soll es freuen, wenn es wieder los geht!" rief Waldemar fröhlich.

„Du vergißt, daß wir keinen Führer und kein schlagfertiges Heer besitzen," entgegnete sein Kamerad.

„Bah! der Krieg erzieht beides, die Wälschen klopfen wir jedenfalls, dafür bürgt uns der Erzherzog."

„Und die Deutschen schlagen uns."

Hugo erwiderte dies düster auf seines Freundes warmblütige Anschauung.

„Ja, unser Staat unterliegt und geht seiner Auflösung entgegen," versetzte Pahlenberg behaglich.

Er hatte nicht nöthig mitzukämpfen, ihm brach keine Heimath, kein Vaterland, keine Nation zusammen.

„Wer Ihre Gesundheit besäße, meine Herren, um mithalten zu können," wandte sich Wolf Siegfried an Hugo und Waldemar. „Es wäre doch wieder einmal eine köstliche Aufregung,

eine Abwechselung von dem ewigen Vergnügen ohne Genuß."

Wolf Siegfried schwieg abgespannt, in der Ruhe sah sein edles Gesicht krank und traurig aus. Die Jagd nach Freude, auf der er niemals das Glück gefunden, hatte ihm die Wangen gebleicht, die Augen mit blauen Ringen umgeben.

„Ihr hartes Geschick ist schwer zu ertragen," bemerkte Pahlenberg scherzhaft, „ich bin jeden Augenblick bereit, mit Ihnen zu tauschen, Wolf Siegfried."

Der Mann mit den derben, genußfähigen Organen begriff die krankhafte Reizbarkeit des Nervösen nicht.

Als sich die Herren trennten, lud Wolf Siegfried Hermann zu Gast. Dieser verlebte einen Abend im Entzücken des Moslem schwelgend. Heimgekehrt schrak Hermann vor der ihm entgegen kommenden hagern Gestalt im weißen Nachtkleide zurück, er hatte eben gründlich vergessen, daß er wieder eine Frau besaß. Theodolinde entsetzte sich über den weinrothen, glühenden Mann in heiterer Trinklaune. Jahre

der Vereinsamung führten ihr alle altjüngferliche Zimperlichkeit zurück.

Uebrigens fiel Hermann rasch in festen Schlaf, sie saß noch lange aufrecht, bei brennender Nachtlampe ihn ängstlich bewachend.

Kopfschmerz und Schuldbewußtsein blieben Hermann als Andenken des allzu lustigen Abends. Bußfertig verließ er wenige Tage später die sündhafte Stadt und brachte die Gattin mit nach Himmelburg.

Ernst hatte somit auch die schwache Stütze verloren, welche seine Mutter ihm gewähren konnte. Er befand sich, umgeben von neuen, ihm unbekannten Verhältnissen allein in der Welt.

„Auch ein Wiederfinden."

Das schöne Husarenregiment ritt heim vom Exercierplatze. Hugo und Waldemar hatten ihre Plätze an den Spitzen der Züge aufgegeben und ließen ihre Pferde nebeneinander gehen.

„Wir könnten heute Nachmittag einen gemeinschaftlichen Ausflug unternehmen," bemerkte Waldemar.

„Gern," entgegnete Hugo, „hole mich ab."

„Wirst Du Deine Frau mitnehmen?"

„Ich weiß es noch nicht."

„Mir scheint, Du bereitest ihr zu wenig Vergnügen, sie ist jung und lebhaft."

„Waldemar, es kam alles, wie ich es erwartete, die Ehe ist eine fürchterliche Last."

„Deine Frau ist schön und geistreich, ihr habt keine Kinder, was kann Dich drücken?"

„Verlange nicht, daß ich alles einzeln schildere, schon ihre bloße Gegenwart in meiner Wohnung und die Dienstmädchen belästigen mich, sonst, wenn ich meine Zimmer betrat, ärgerte mich Niemand. Mein Geld konnte ich für mich allein ausgeben, jetzt muß ich einen Haushalt damit bestreiten, im Gasthause aß ich besser und reichlicher als nun. Daneben das Gefühl, daß meine Frau mich nicht liebt und die Ahnung, die Befürchtung, sie könne noch Schmach auf mich bringen.“

„Das ist es! Deine wahrhaft thörichte, kolossale Eifersucht liegt allem Unbehagen zu Grunde, weiß Gott, ich glaube Du liebst sogar nicht mich mit Deiner Frau zusammen zu bringen.“

„Waldemar, auf Dich baue ich unbedingt, aber ich vetraue keinem Weibe.“

„Du thust Deiner Frau Unrecht und nebenbei kannst Du ruhig sein, in unsern Tagen tritt Liebeswerben nie mehr so stürmisch auf, um einer Klinge gleich der Deinigen zu trotzen.“

Ein freudloses Lächeln flog über Hugo's Gesicht.

„Ja, ich haue, steche und schieße hinreichend

gut, um die Galan's fernzuhalten, solche suchen sich lieber Ehemänner gleich den Himmelburg's aus, welche es für sündhaft halten, vom Leder zu ziehen."

„Die Ueberzeugung mag Dich zufrieden stellen, obschon, ich bekenne es, ich würde vorziehen, auf Liebe und Treue meiner Gattin mich zu verlassen."

„Aber wie oft soll ich Dir es wiederholen, Martha liebt mich nicht, sie wäre im Stande aus Neugierde zu versuchen, was eigentlich Liebe ist."

„Liebtest Du sie je?"

„Weshalb hätte ich sonst das arme Mädchen ohne weltliche Verbindungen gewählt."

„Dein Gefühl für Martha war zorniges Begehren, nicht Liebe."

„Du magst Recht haben, das hübsche, junge Gesicht kam mir theuer zu stehen."

„Nun ist es zu spät zur Reue, suche wenigstens die beste Seite heraus."

„Ich finde eben keine gute, nur das Eine will ich Dir zugestehen, jede andere Frau wäre mir noch weit unerträglicher als es Martha ist."

Die Freunde schieden, Hugo lenkte sein Pferd unmuthig ins Hofthor.

Ein Diener half oben dem Erhitzten, Bestäubten sich rasch umkleiden, Martha legte mit Hand an.

Nachher setzte sie Früchte und Wein vor Hugo, er ließ es schweigend geschehen, es gewährte ihm kein Vergnügen von ihr bedient zu werden.

Seit einigen Tagen war Freiherr von Hohenrott's Laune finsterer als je.

„Was ist Dir, Hugo?" fragte Martha, „Du bist über etwas unzufrieden, ich weiß nicht über was."

„Du solltest es wissen."

„Es wäre besser für uns beide, Du würdest Dich aussprechen."

Martha's Bemerkung blieb unerwidert, Hugo aß und trank schweigend, nach einer Weile stieß er die Schüssel mit Obst unmuthig von sich.

„Die Beeren sind gefault," sagte er.

Martha wußte sie seien frisch, allein sie hütete sich wohl zu widersprechen.

„Der Wein schmeckt nach dem Pfropfen."

Auf Hugo's Bemerkung folgte eine Pause,

hierauf schaute er zornig auf das ernste, kalte, harte Gesicht der jungen Frau.

„Du bist still im Gefühle Deiner Erbärmlichkeit.“

„Wozu sich unangenehme Dinge sagen, wir müssen zusammen leben,“ entgegnete sie ruhig.

„Mit Dir kann man nicht einmal streiten.“

Hugo schien nach dem unwilligen Ausdruck seiner Züge dies für eine sehr große Untugend Martha's zu halten.

Ein Riß an der Glocke unterbrach das eheliche tête à tête.

„Graf Himmelburg wünscht die Frau Baronin zu besuchen,“ meldete ein Diener.

„Graf Himmelburg, welcher?“

Martha begab sich überrascht ins Nebenzimmer.

„Ernst!“

Der freudige Ruf drang bis zu Freiherrn von Hohenrott. Dieser hatte seiner Frau auch nicht mitgetheilt, daß Ernst anerkannt sei.

Der junge Mann reichte ruhig die Hand zur Begrüßung. Wo waren die unklaren Gefühle seiner ersten Liebe hingekommen? Jetzt lockte

ihn die von ihm früher nicht bewunderte glänzende Rosa, die ernste Martha im einfachen Hauskleide erregte ihm keinen Reiz.

Anders erging es der Frau — das Mädchen hatte durch kräftigen Willensakt entsagt — nun stand Ernst wieder vor Martha nach Jahren, gesünder, gereifter und schöner als damals, aus einer zweideutigen Stellung in eine anständige erhoben.

Martha's Hand zitterte leise, während ihre Augen auf den lieben Zügen Altbekanntes und Neues suchten.

„Wie freut es mich, daß Sie uns wiedergegeben, daß Sie wohl, glücklich und heiter sind.“

„Der Schein trügt zuweilen, Baronin, Ihr freundlicher Empfang hat mich mit Freude übergossen, aber es ist zu viel auf mich eingedrungen, ich kann es noch zu keiner Klarheit der Anschauung bringen.“

„Berichten Sie.“

Martha nöthigte Ernst auf weichen Divan neben sich Platz zu nehmen.

Ihm ging das Herz auf, er legte der Freund-

schaft sein Innerstes bloß, nur jede Beziehung zu Rosa verschwieg er im dunkeln Drange.

Wie die ernsten, lang befranzten Augen auf ihm ruhten, wie sympathisches Glühen jeder seiner Erregung folgte und rasches Verstehen all seine Empfindungen umfaßte!

Ernst wurde es unsagbar wohl in Martha's Nähe, den Grund hätte er nicht anzugeben vermocht.

„Ich begreife Ihren Zustand, Ernst. Oder vielmehr ich müßte jetzt wohl Graf Himmelburg sagen.“

„Lassen Sie es, ich bitte, bei der früheren Benennung zu bleiben.“

„Sie sind äußerlich, nicht innerlich befreit, in Ihrem Gemüthe tobt der alte Zwiespalt, der unheilvolle Dualismus, in den eine gewisse Weltanschauung die Menschen versetzt. Sie müssen mit dem Romanismus brechen, der gleich einer Binde über die Augen die höhere Wahrheit verhüllt.“

„Sie wollen mir den letzten, schwachen Rest meiner Religion rauben.“

„Ernst, die Wahrheit ist das höchste, gött-

lichste aller Güter, sie sucht das edelste, erhabenste Ziel. Was wir unterwegs opfern müßten, was von uns abfiele, wäre kein Verlust, denn es kann nur das Falsche sein."

„Mag aber nicht die Verherrlichuug unseres eigenen Verstandes auf Abwege führen? Geziemt es sich nicht, das Wissen zu beugen unter den Glauben?"

„Wir können nur sehen mit den Augen, wir können nur gehen mit den Füßen, wir können nur denken mittelst der Vernunft, alles mystische Hineinragen fremder Gewalten ist bloßes Traumbild und Täuschung. Haben Sie Geduld mit mir, die Hauptwerke über den gewaltigen Bau der römischen Kirche durchzulesen, und dann nach der morgenländischen Form der Erkenntniß durch Vorstellung, die abendländische durch Begriff folgen zu lassen. Nachher müssen Sie selbst prüfen und entscheiden. Für Andere vermögen wir blos der Wahrheit eine Gasse zu bauen, den Weg zu ihr muß Jeder für sich gehen."

„Wandeln wir mit einander, ich vertraue mich Ihrer Führung an."

„So sei es, Ernst, Zufriedenheit harrt Ihrer

am Ende der Bahn, dies stolzeste Gefühl, weil es der Mensch sich ganz allein verdankt und es kein Anderer ihm verschaffen, sondern nur das Facit richtiger Lebensrechnung sein kann."

„Also wäre die Macht des Glückes in des Menschen eigene Hand gegeben."

„Ich habe nicht Glück gesagt, Ernst, dazu bedarf es des getheilten Seins, der Liebe, die uns als Gabe dargebracht werden muß."

Die junge Frau schwieg und zartes Roth färbte ihr die Wangen, sie senkte den Blick, sie wagte nicht mehr, ihn auf ihren Gefährten zu heften.

Ernst bebte, er dachte an Rosa.

Beide schreckten auf, als ein stattlicher Mann dicht vor ihnen stand, sie hatten Hugo nicht eintreten gehört.

„Empfangen Sie meinen Glückwunsch, Graf Himmelburg, ich hoffe Sie oft in meinem Hause zu sehen."

So verbindlich die Worte schienen, Ton und Miene stachen von ihnen ab.

Der arglose Ernst dankte indessen und nahm freudig an, Martha überlegte in stummem Entsetzen die Handlungsweise ihres Gatten.

Es wäre Hugo weit eher zuzutrauen gewesen, daß er dem hübschen jungen Manne sein Haus verschloß.

Freiherr von Hohenrott maß die Beiden mit feindlichen Blicken.

„Sie werden mich entschuldigen, Martha mag Sie unterhalten, ich gehe spazieren und bitte sich nicht stören zu lassen.“

Spazieren bei einer Hitze von fünfundzwanzig Graden und nach ermüdendem Ritte.

Martha wußte nicht, was sie von ihrem Gatten denken sollte, obgleich er sie an manche Sonderbarkeiten gewöhnt hatte.

Hugo war wirklich aus dem Zimmer gegangen, seine Tritte hallten die Treppe hinab, dröhnend fiel das Hausthor ins Schloß.

„Ihr Gatte ist ein sehr liebenswürdiger Mann, früher dünkte es mir öfter, er möge mich nicht leiden, nun scheint Baron von Hohenrott seine Gesinnung für mich geändert zu haben.“

Sie zog vor, das gefährliche Thema ganz zu vermeiden.

„Wollen wir gleich beginnen und zwar mit der Institution, die als die eigentliche Schöpferin

des modernen Katholicismus zu betrachten ist, mit dem Concilium von Trient, drastisch geschildert durch den größten Denker seiner Zeit, dem herrlichen Paolo Sarpi."

Ernst willigte ein und bald nachher neigten sich die blühenden, jungen Köpfe über ein trockenes theologisches Werk. Selten mochte der gelehrte Servite solche Leser gehabt haben.

Der nicht eben gute Druck, die Schwierigkeiten der veralteten Ausdrucksweise in dem italienischen Texte mit den lateinischen Noten spornte sie nur an.

Sie waren schon ziemlich weit vorgedrungen, als Hugo's Rückkehr Ernst zum Aufbruche mahnte.

„Ihr unterhieltet Euch ja vortrefflich," versetzte er bitter.

„Die Bezeichnung ist kaum vollständig," erwiderte Ernst mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen, „die Baronin öffnete mir Blicke in ungeahnte Fernen."

„Dies bin ich überzeugt."

Martha erschrak über Hugo's Ton, sie fürch-

tete sich vor dem Augenblicke, wenn sie mit ihm allein sein sollte.

„Darf ich morgen wieder kommen?“

„Ich bitte darum, Graf Himmelburg.“

Jetzt schloß sich die Thür hinter Ernst, auf Hugo's Lippen erlosch das krampfhafte Lächeln von vorhin, aus den blauen Augen leuchtete der kalte Zorn, den Martha so wohl kannte.

„Es war höchst unpassend, ihn Ernst zu nennen.“

„Ich hörte ihn nie anders anreden bei Horsten's und that es aus alter Gewohnheit.“

„Wahrscheinlich bestehen mehrere hübsche, alte Gewohnheiten zwischen Euch! Was begannt Ihr die lange Zeit?“

„Wir lasen.“

„Was?“

Martha zeigte das Werk, er stieß den Folianten unwillig zurück.

„Abgeschmackt, mir solche Märchen aufbürden zu wollen.“

Freiherr von Hohenrott hatte niemals in seinem Leben mit einem Mädchen — studirt.

„Weshalb forderst Du Graf Himmelburg auf wieder zu kommen?“

„Weil der Laffe nicht glauben soll, daß er mir Angst einflößt.“

„Ernst denkt nicht daran.“

„Ernst! schon wieder Ernst!“

Hugo's Zähne knirschten vor Wuth.

„Wozu die ewige Eifersucht — ohne Liebe.“

„Weil meine Ehre rein bleiben muß, weil kein Hauch sie trüben darf.“

„Vertraue,“ bat Martha.

Wieder suchten die glänzenden dunkeln Augen den Weg zum Herzen, den Weg zum Innern ihres Gatten, den sie nie zu finden vermochten.

„Ich glaube nicht an Frauen, ich glaube nicht an Tugend und nur mir selbst vertraue ich. Das glatte Milchgesicht haue ich in Stücken, sobald der Junge sich vergißt, und Dich verstoße ich.“

Martha war bleich geworden und Hugo hatte sich in die Röthe des Zornes gesprochen.

Er nahm seine Mütze und schickte sich zum Gehen an.

„Das Essen ist bereit, Hugo.“

„Meinetwegen, lade Dir Graf Himmelburg ein.“

Martha saß zu ihrem einsamen Mahle nieder, nachher ging sie zu Rosa.

Die junge Frau hatte, wie gewöhnlich, eine glänzende Toilette gemacht und rüstete sich eben zur Parkfahrt, sie lud ihre Freundin ein, Theil zu nehmen.

Die elegante Equipage mit den hübschen Damen gewährte einen freundlichen Anblick, Reiter, Fußgänger und andere Lustfahrende grüßten und sprachen hinein. Lebhaft angeregt lief Rosa's Zunge über Personen und Verhältnisse, während sie unter den grünen Bäumen fuhren.

„Kennst Du meine neueste Eroberung?“ sagte Rosa endlich.

„Nein, Du zählst deren zu viele, dieses ewige Tändeln und Spielen muß entsetzlich ermüden.“

„Mir ist es angenehmer Zeitvertreib. Ich spreche von Ernst.“

„Quäle ihn nicht.“

„Martha, es besteht die Regel, entweder wir quälen die Männer, oder sie quälen uns.“

„Er — er liebt Dich wirklich?"

„Mit all der Leidenschaft einer unverbrauchten jungen Natur."

„Was willst Du mit ihm beginnen, Rosa?"

Die Hand der jungen Frau zeigte tändelnd nach einem bunten Schmetterling, der in der blauen, sonnengetränkten Luft schimmerte.

„Frage ihn nach seinem Ziele."

„Rosa, Ernst befindet sich vor einer Lebenskrise, er muß sich auch noch eine Stellung in der Welt erkämpfen, er muß arbeiten. Bereite ihm keine unnützen Kämpfe, lasse ihn nicht kostbare Zeit vergeuden und Kräfte nutzlos aufreiben."

„Setze Deine Macht gegen die meinige."

Rosa lachte übermüthig, Martha zerdrückte rasch eine Thräne.

„Wenn's die Motte nach der Flamme treibt, rettet sie nichts vom Feuertode, den Menschen, vom Sturmwirbel der Leidenschaft ergriffen, vermag kein schützender Arm zu halten."

Martha dachte es mit Bitterkeit.

„Mag Ernst zu Grunde gehen!"

„Was soll die thörichte Neigung im Herzen für einen Mann, der sie nicht theilt.“

Warum bot Hugo seine Brust nicht als Wall gegen die Welt, nichts behütet Liebe gleich Liebe.

Martha war in schmerzliches Sinnen verfallen, ein leichtes Zittern überflog die Glieder ihrer Gefährtin, dies weckte Martha.

Auf edlem Pferde ritt Wolf Siegfried zum Schlage heran.

„Wie geht es Ihnen, Gräfin Himmelburg?“

Die Stimme klang zärtlich bei der gewöhnlichen Frage.

„Ausgezeichnet gut,“ entgegnete Rosa lächelnd.

„Bleiben Sie den Sommer über in der Stadt?“

„Jetzt werde ich diese gewiß nicht verlassen.“

Eine rasch heranfahrende Equipage trennte sie.

„Das ist der Einzige, den ich je lieb gehabt,“ versetzte Rosa.

„Kennst Du des Apostels kraftvolles Wort? stark wie der Tod ist die Liebe.“

„Nicht die meinige, Martha.“

„Wolf Siegfried wird wieder zu Dir kommen.“

„Ich hoffe es, ich dürste danach, daß er abermals in meine Macht gerathe.“

„Wolf Siegfried und Ernst!“

„Dort reitet Waldemar!“

Rosa saß jetzt hoch aufgerichtet im Wagen, ihre nachlässige Haltung hatte Spannkraft bekommen, sie blickte mit scharfen Augen nach dem Husaren.

„Mein Mann ist mit ihm, sie kommen wohl heran.“

„Sie kommen nicht.“

Waldemar hatte sich eben bis zum Knopfe des Sattels verneigt und war dann mit Hugo nach einer andern Allee gesprengt.

„Waldemar ist der einzige Mann, den ich niemals meinen Launen unterwerfen konnte,“ fuhr Rosa fort.

„Sehen möchte ich es, wenn Du Dich an meiner Stelle befändest und Hugo's Gattin wärst.“

„Wir würden wie zwei Kampfhähne gegeneinander auftreten und uns vernichten, zuletzt blieben nur noch einige Federn auf dem Platze.“

„Wenn ich Gräfin Himmelburg betrachte, dann ist mir Martha doch immer viel lieber,“ sagte Hugo zu Waldemar.

„Nichtsdestoweniger bleibt Rosa ein reizendes Geschöpf.“

„Du fliehst sie seit lange?“

„Weil ein Gefühl, das wir nicht beherrschen, uns beherrscht, in achtzehn Monaten ist die Zeit vorüber, welche ich mir festsetzte, von ihr fern zuzubringen.“

„Dann willst Du unter das Feuer zurück?“

„Hugo, ich fürchte nichts, nicht Frauen, nicht Kugeln und nicht Gespenster.“

„Die ganze Liebe ist eine dumme Erfindung, wir bringen ihr größere Opfer, als irgend einem andern Genuß und sie erfreut nur zuweilen, während ein kühler Trunk und eine gute Cigarre täglich ihre Reize besitzen.“

Hierauf ließen die beiden Kavallerieofficiere ihren Pferden die Zügel schießen und jagten fröhlich dahin.

Auch Gräfin Himmelburg's Equipage verließ den Park.

Als Martha nach Hause, kam fühlte sie sich recht kalt und einsam. Bücher, die einzigen treuen Freunde, umgaben sie. Der Kopf wird durch dieselben klüger, das Herz bleibt leer.

Zur wirklichen Ergänzung bedarf der Mensch des Menschen.

Da sah es recht öde um Martha aus, mit Hugo verknüpfte sie kein inneres Band.

Plötzlich zuckt, gleich fröhlichem Blitzstrahl in dunkler Nacht, der Gedanke in Martha auf.

„Morgen kommt Ernst.“

„Getrennt."

Es ist lauschig still in der einfachen Stube. Auf einer grünen Araucaria wiegen sich zwei tiefrothe Kardinäle, das Auge einer jungen Frau folgt dem Treiben der Vögel. Freudiger Schimmer verklärt das ernste Gesicht.

Wie waren sonst die Tage so leer und wie sind sie nun so voll!

Der Morgen gehört Ernst und Martha zusammen. Hugo ist abwesend im Dienste, er stört, er fragt nie. Dann am Nachmittage, am Abende kann die junge Frau noch immer an Ernst denken, sie liest wieder, was beide schon miteinander lasen und freut sich des Eindruckes, den diese oder jene Stelle auf Ernst hervorbringen mußte. Oder Martha liest voraus. Die

klare, nüchterne Beweisführung würden sie bald miteinander durchgehen. Wie die Sonne alle Nebel zerstreut, so mußte die geistige Sonne, die Wahrheit, hellen Tag schaffen in Ernst's Kopfe.

Frische Tritte klingen näher.

Der Erwartete tritt ein.

Beide lächeln und schütteln sich die Hände.

Er glaubt wirklich nur Martha's Schüler zu sein. Er empfängt als köstliches Weihegeschenk die kühle Ruhe in ihrer Nähe, die Beschwichtigung seines sonst durch neue Eindrücke so aufgewühlten Wesens. Sie glaubt in vollem Ernste nur seine Lehrerin zu sein.

Erloschen scheint längst der Traum der Jugendliebe.

Die süßen, kleinen Gewohnheiten täglichen Beisammenseins sind ihnen beiden geläufig geworden.

Martha trägt das Buch herbei, Ernst setzte einen Schemel für ihre Füße an den Platz. Nachher rücken sie Seite an Seite.

Wieder neigen sich die jungen Köpfe gemeinschaftlich über die Blätter eines Buches. Sarpi hatten sie vollendet und Ernst wußte nun, wie

Dogmen gemacht werden. Sie waren jetzt über Reinhöld's Metaphysik. Die kühle, nüchterne, philosophische Begriffsbildung mußte die letzten Schatten der Mystik zerstreuen, meinte Martha. Zufällig streift ihre Hand Ernst's Haar, sie findet dies seidenweich.

Endlich haben sie sich müde gelesen, Ernst zieht die Klingel und Martha's Kammerjungfer bringt eine Schüssel saftiger Beeren herein. Gleich zwei fröhlichen Kindern essen sie die Früchte. Eines sucht die besonders schönen für das Andere aus. Nachher gehen sie Arm in Arm zur Araucaria und fütterten die Vögel. Beide jung, schlank und dunkel, weisen sie fast geschwisterhafte Aehnlichkeit, nur sehen Ernst's Züge idealer, die Martha's verstandesklarer aus. Indessen bieten sie ein hübsches Bild.

Ein paar kalte, blaue Augen hängen mit sinnverwirrender Wuth daran.

Hugo's Stirn war seit Wochen finster, seine Gattin, nie an heiteres, offenes Wesen gewohnt, bemerkte die Verstärkung seines Unmuthes kaum.

Hugo sprach nie aus, was ihn drückte.

Martha fragte nicht danach.

So konnten sich die Wetterwolken ungehindert sammeln. Die Stimmung Hugo's gerade an diesem Morgen war unerträglich, drückend schwül.

Er ging früh aus nach den Escadronsstallungen und bemerkte einen ihm im Wege befindlichen Steinhaufen nicht. Wirklich stürzte er auch darauf und verletzte sich leicht am Knie.

Ein sonderbarer Plan durchzuckte ihn.

Zwei dem Rittmeister begegnende Husaren wurden sogleich entsandt, um ihn krank zu melden und einen Wagen zu holen.

Hugo ließ sich in seine Straße fahren, stieg aber nicht bei sich, sondern an der Thür gegenüber aus. Mühsam schleppte er sich mit seinem beschädigten Fuße drei Treppen hoch.

Hier befand sich ein kleines Kaffeehaus.

Hugo nahm an einem Fenster hinter mächtigem, seinen Kopf verbergenden Geraniumstocke Platz.

Stunden verflossen, der seltsame Gast rührte sich nicht. Er stach in seiner Uniform, durch sein ganzes stattliches, vornehmes Wesen von den Uebrigen ab. Der Kaffee stand unberührt vor Hugo.

Ein Zeitungsblatt hielt er in der Hand, allein umgekehrt. Der Seifensieder von der Ecke drüben wartete schon lange mit Sehnsucht auf den Tagesanzeiger, nur gelang es ihm, obschon Major bei der Bürgergarde, nicht hinlänglichen Muth zu mustern, um dem Husarenrittmeister die Zeitung abzufordern. Freiherr von Hohenrott sah gar so finster vor sich hin.

So seufzte der Meister und gab sich zufrieden abzuwarten, bis Hugo den Tagesanzeiger auf hebräische Art durchlese — eine voraussichtlich lange Aufgabe.

Hugo hatte Ernst ankommen sehen. Er malte sich im Geiste die Begrüßung aus. Auf den Platz, an welchen die Beiden saßen, vermochte er nicht zu schauen. Mit jeder Sekunde wuchs seine Qual.

Nun standen sie beisammen vor dem Strauche nahe am Fenster.

Er starrte auf die jungen, schönen Köpfe mit Wuth.

Wieder zogen sie sich in den Hintergrund des Gemaches zurück — nun sah es um Hugo noch schlimmer aus als vorhin, seine kranke

Einbildungskraft vermochte ungestört zu arbeiten.

Er gedachte aller, die er geliebt oder vielmehr die er nicht geliebt, aber besessen hatte. Zahlreiche Frauengestalten tanzten einen wilden Reigen um ihn. Zuletzt erblickte er die schöne, geistvolle Martha, sie hatte er so heiß begehrt, um sie zu seiner Gattin zu erheben.

Und jetzt, der Gedanke brachte Hugo zur Raserei, jetzt war Ernst bei Martha!

In eben dem Augenblicke rächte vielleicht Ernst manches Opfer des stattlichen Husarenrittmeisters!

Hugo schnellte wild in die Höhe, die Geschirre auf dem Tische klirrten, allein er setzte sich wieder, durch gewaltigen Willensaufwand gewann er sogar seine äußerliche Ruhe zurück.

Bis zum Ende kostete Hugo die Qual.

Ernst kam auf die Straße frohen, frischen Muthes, dies fraß von neuem am Herzen des Eifersüchtigen.

Unter heftigen Schmerzen erhob sich Hugo, sein Bein war mittlerweile mächtig angeschwollen. Als er auf den Säbel gestützt, bleich und

verstört eintrat, schrak Martha aus lieblichem Wachtraume empor.

„Ich dulde den Menschen nicht länger hier,“ schrie Hugo noch auf der Schwelle.

Hernach brach er auf dem Sopha zusammen, sein kranker Fuß trug ihn nicht weiter.

Martha fühlte gewaltsam das Blut zum Herzen drängen. Auch sie wurde tödtlich bleich, nur die Macht der Selbstbeherrschung verhinderte Thränen.

So war es denn vorbei mit aller Freude, allem Glücke!

Die eigene Bestürzung verhinderte Martha den Zustand ihres Gatten auch nur zu bemerken. Er war zu unmuthig und zu stolz, um sie in seiner Hülflosigkeit zu Hülfe zu rufen.

Ein Hugo entfahrenes Stöhnen des Schmerzes unterbrach die schwüle Stille des Gemaches.

„Was ist Dir?“ fragte die junge Frau.

Keine Antwort erfolgte, aber die Qual erpreßte abermals einen schmerzlichen Laut.

Martha gewahrte jetzt, daß die Hand ihres Gatten blutete, er hatte sie beim Falle vorgestreckt, um den Sturz zu mäßigen.

Sie klingelte nun dem Bedienten und schickte nach einem Arzte.

Als dieser die eigentliche Hauptbeschädigung am Knie untersucht hatte, verordnete er Ruhe und kalte Umschläge.

Es bedurfte langer Bitten, bis Hugo erlaubte, daß Martha ihm irgend eine Handreichung thue.

„So vergieb, was ich niemals verbrach!“ rief sie endlich bitter.

Auf den sonderbaren Ausbruch hin duldete er endlich Martha's Nähe, aber auch dann richtete Hugo kein Wort an sie.

Schweigend saß sie an seiner Seite die langen Stunden des Nachmittags durch. Es brach der Abend herein ohne Aenderung in die peinliche Lage zu bringen. Martha's Augen suchten das Zifferblatt der Uhr, zu der Stunde versammelte sich bei Rosa ein angenehmer Kreis. Da kam wieder häufig Wolf Siegfried, da fehlte Ernst niemals.

Sinnend starrten Martha's nachtdunkle Augen in die Ferne, dort gab es Blumen, festliche Kleider, Licht und Freude.

„Du trauerst wohl um Ernst?“ bemerkte Hugo herbe.

„Nein, wie oft muß ich Dir wiederholen, daß alle Deine Voraussetzungen falsch sind. Graf Himmelburg kam auf Deine Veranlassung hierher, wir lasen ernste Werke zusammen, kein Blick, kein Wort, ja kein Gedanke ist zwischen uns aufgetaucht, der Dich beleidigen könnte.“

„So fängt die Geschichte häufig an und endet doch stets im Schmutze, jeder Ikarusflug, auch der überspannter Gefühle, führt zu derbem Falle.“

„Soll es keine edle, keine reine Freundschaft geben zwischen einem jungen Manne und einer jungen Frau?“

Ich glaube nicht daran, und was noch mehr bedeutet, die Welt glaubt nicht daran, von meinem Weibe müssen aber der Schatten einer Versuchung und selbst der Hauch einer Verläumdung fern bleiben.“

Das kurze Gespräch erlosch wieder.

Martha sann nach, konnte wirklich eine Gefahr für sie im Verkehre mit Ernst liegen? Hugo behauptete es und Hugo hatte die Erfahrung für sich, er kannte die Welt besser, als es

Martha that. Sie fühlte sich bisher in stolzer Sicherheit. Wie nun Ernst entfernen, ohne daß dieser den wahren Grund der Unterbrechung ihrer angenehmen Lesestunden auch nur ahne?

Nachdem sich Martha's Gedanken im ausgangslosen Kreise müde gehetzt, kehrte sie immer wieder zu Ernst zurück.

„Hugo, schreibe Du an Graf Himmelburg und lehne für künftig seine Morgenbesuche ab," bat Martha.

„Dies ist Deine Sache," erwiderte er kalt.

„Aber wie?"

Die junge Frau rang umsonst nach Lösung der Frage und gerieth auf keinen besseren Einfall, als sich einige Tage wegen Unwohlseins entschuldigen zu lassen.

Vielleicht führte dann später der Zufall eine Wendung herbei.

„Sie muß ihn vergessen.“

Eine Woche lang hatten sich Ernst und Martha nicht wieder gesehen, nach einigen vergeblichen Versuchen zu ihr zu dringen, sagte er an der Thür, er würde die Erlaubniß der Frau Baronin zur Wiederkehr abwarten.

Die Einladung blieb aus.

Hugo war wieder vollkommen hergestellt, er begleitete den Abend seine Frau zu Horsten.

Martha trug ein einfaches, weißes Kleid und eine Rose in den Haaren, er seine kleidsame Uniform, sie bildeten ein schönes, wenn auch ungeheuer verschiedenes Paar. Allerdings mochte der stattliche Mann wohl für den Vater der schlanken Frau gelten.

Graf Pahlenberg nahm Freiherrn von Hohenrott sogleich zum Kartenspiel in Beschlag.

Martha suchte Rosa auf.

Diese hatte ihrer Gewohnheit gemäß eine wunderbare Toilette ersonnen, sie stellte eine Blume vor. Das Kleid war von lichtblauer Seide, im goldigen Haare wiegten sich blaue Myosotis. Der Schmuck bestand aus den nämlichen Blüthen von Türkisen. Der Fächer, jedes Band, jeder Zierrath wiederholten die liebliche Blume.

„Vergißmeinnicht!"

Wolf Siegfried schrak ungeachtet seiner kühlen Unempfindlichkeit leicht zusammen, als sie so vor ihm stand.

Er hatte Rosa nicht vergessen — vergaß sie auch jetzt ihn nicht.

Sie geriethen in ein selten so einträchtig geführtes Gespräch, tief und innig beschäftigten sie sich mit einander. Die reizende Lebendigkeit von jetzt hatte selten Jemand an Wolf Siegfried bemerkt. Seine Augen glänzten, sein schönes Gesicht strahlte. Auch Rosa's Wangen färbten sich lieblich, weich schmiegten sich ihre Formen an die dunkeln Seidenpolster, ihr Wesen schien ergriffen.

Dies ihn jetzt beherrschende Gefühl hatte Wolf Siegfried nie bei Amanda und nie bei einer andern Frau gekannt. Eine leichte Gebundenheit durch Schwäche fesselte Rosa's sonst so übersprudelndes Benehmen in die Schranken ruhiger, anmuthiger Weiblichkeit. Sie schien sich unterzuordnen, anzuschmiegen, hinzugeben.

Wolf Siegfried wurde es auch körperlich wohl bei Rosa, wie niemals früher.

Unfern in einer Fensterbrüstung lehnte Ernst.

Martha wollte ihm, so weit als thunlich, die Unterbrechung ihres gemeinsamen Lesens erklären.

Sie ging auf ihn zu.

Sein Gesicht sah tödtlich bleich aus, die herrlichen Augen waren starr auf Rosa gerichtet, die Muskeln des jungen Mannes zuckten.

„Sie sind meiner Führung entwachsen, Graf Himmelburg," sagte Martha, „ich vermochte blos Ihnen den Weg zu weisen."

Der Angeredete schrak zusammen, er nickte stumm, wie aus weiter Ferne schien sein Geist unwillig zurückzukehren.

„Herr von Fichtenau und Rosa sind alte

Bekannte," bemerkte Martha bitter, „sie passen vortrefflich zu einander, es war ein Irrthum meiner Freundin, nicht ihn festzuhalten und zu wählen."

„Dazu ist es nun wohl zu spät," murmelte Ernst, während nervöses Zittern seinen Körper erschütterte.

Wieder versank Ernst in Schweigen, sein Blick nahm unwillkürlich abermals die kaum verlassene Richtung an, magnetisch schienen seine Augen Rosa durchdringen zu wollen.

Sei es, daß sie dies körperlich empfand. Sie schaute auf von ihrer lebhaften Unterredung mit Wolf Siegfried zu Ernst herüber.

Weiches Lächeln spielte um den kleinen Mund.

Das war Leidenschaft, echte, wahre, solche hatte Herr von Fichtenau längst nicht mehr zu bieten.

„Ernst!"

Der Gerufene zögerte, er blickte finster, dann flog er durch den Saal.

Rosa forderte ein Glas Limonade von ihrem jungen Vetter, und als er es brachte, hielt sie ihn bei sich zurück.

Wolf Siegfried fand die Anknüpfung von früher nicht wieder, er erhob sich bald nachher unmuthig und befahl seinen Wagen. Nun lehnte sich Rosa vertraulich herüber zu Ernst, sie plauderte von Himmelburg, von den kleinen Ereignissen ihrer gemeinschaftlichen Reise, von lauter Dingen, die nur die Zwei allein wußten und die sie allein betrafen.

Der Heiligenschein der Verklärung schwebt um Ernst's Haupt, seinen Platz den möchte er eben jetzt mit keinem auf Erden oder im Himmel vertauschen.

„Reiten wir morgen spazieren, Ernst?"

„O wie gern, Cousine! nur bin ich noch wenig gewandt zu Pferde und kaum würdig, Dein Begleiter zu sein."

„Schadet nichts, es dient Dir zur Uebung, Du kannst meine vollkommen sichere Stute nehmen, ich reite jedes Pferd."

„Den Vorschlag würdest Du Herrn von Fichtenau nicht gemacht haben."

Scham und Unwillen färbten Ernst's Wangen tief dunkelroth.

„Wie kindisch, Wolf Siegfried ist ein Meister

im Sattel, allein er fürchtet jede kalte Luft, jede Anstrengung, er ist nicht jung, gesund, muthig und feurig gleich Dir."

„Also giebt es etwas, worin ich Herrn von Fichtenau überlegen bin?"

„Vieles!"

„O Rosa, das Leben ist doch schön! es ist herrlich! sage mir, wie ich die Gefangenschaft ertrug, wie ich die geistige Fessel bis erst vor Kurzem noch mir gefallen ließ."

„Hat Dich Martha wirklich befreit?"

„Martha! wer ist Martha? es giebt nnr eine Frau auf Erden für mich und das bist Du."

„Es gab eine Zeit, in der Ihr Euch liebtet."

„Sprich dem Manne nicht von den Träumereien des Knaben."

„Ernst, Du bist rasch gereift."

„Ein warmer Hauch sprengt die Knospe zur Entfaltung und ein mächtiges Gefühl streift die Hüllen gebundenen Seins zurück."

„Wie schade, daß der Majoratsherr Dich nicht sehen, nicht hören kann!"

Rosa lacht übermüthig, dann strebt sie, das Gespräch wieder aus seiner leidenschaftlichen

Färbung in ihre spielend tändelnde Weise zurück zu leiten.

Martha hat Mühe, eine gleichgültige Unterhaltung mit Fremden zu führen. Vergessen, vernachläffigt wegen Rosa.

„Ist denn zum Fühlen auch Leiden nothwendig? wäre es denn nicht besser, jede Empfindung als unnütze Last aus dem Leben zu verbannen?“

Diese Fragen warf sich Martha auf, während ihre Nachbarin rechts mit großer Sachkenntniß über eine neue Mode sprach und ihr Nachbar links die Reize einer Vorstadttheatersoubrette überschwenglich pries.

Der Abend verfloß Ernst mit Blitzesschnelle, Martha peinlich langsam. Die Partie war zu Ende, Hugo kam aus dem Nebenzimmer, er gewahrte seinen jungen, vermeinten Nebenbuhler vollkommen sicher in den Netzen der Erzcoquette.

So hatte er die ihm unbequeme Rosa schon längst getauft.

Selbst ein Eifersüchtiger mochte heute Nacht ruhig schlafen.

In besserer Laune als seit lange reichte Hugo seiner Frau den Arm. Er sprach sogar

mit ihr auf dem Heimweg durch die langen Straßen, aus dem fashionabelsten Stadttheil bis zu seiner öden Vorstadt, was ihm selten geschah.

Die gute Stimmung hielt auch noch den folgenden Tag an, Hugo kam zum Mittagessen in vortrefflicher Laune nach Hause. Er fragte Martha, ob sie nicht ein Glas alten Rheinweins zusammen trinken wollten und dann begann er zu erzählen.

Er und Waldemar waren im Parke geritten, sie hatten Rosa mit Ernst begegnet. Tolles Reiten, über Gräben setzen, alles übte die Uebermüthige, der Junge hielt sich erträglich im Sattel, sie hatte sich mehr als einmal Mühe gegeben, Ernst die Steigbügel verlieren zu machen. Obschon Waldemar bei der Begegnung immer wieder in eine andere Allee einlenkte, so führte der Zufall, oder wohl Gräfin Himmelburg's Absicht sie stets von neuem zusammen. Herrn von Fichtenau trafen sie verstimmt und einsam auf einem abgelegenen Wege des Parkes.

Also immer wieder das alte läppische Spiel. Wie es nur die Männer nicht müde wurden,

er seinerseits begriff weder Wolf Siegfried noch Ernst.

Hugo schloß mit der Versicherung, gar keine Frau sei die allerbeste, aber wenn er doch eine haben müsse, gebe er der seinigen über jede andere den Vorzug. Sie seien meistens dumm, kränklich, gefallsüchtig und kleinlich herrschsüchtig.

„Du bist die Beste! Du sollst leben!"

Die ölig milde, kraftvoll feurige Flüssigkeit verdarb nichts an Hugo's Laune, Martha that ihrem Gatten Bescheid, auch sie schlürfte den goldenen Tropfen.

Ernst vergaß sie undankbar, ihr geziemte es nicht länger seiner zu gedenken, am allerwenigsten mit Bedauern. Der Stolz half siegen über jede schwächliche Empfindung, es war kein bitteres Loos, geachtet an der Seite eines ehrenhaften Mannes zu leben.

Den Nachmittag gingen Hugo und Martha fröhlich zusammen spazieren. Die Ehe übte ihre auf Gegenwart und Besitz gegründete, mächtige Heilkraft aus.

Am Abend berief eine Botschaft Martha zu

Rosa. Letztere fühlte sich nicht ganz wohl. Sie mußte auf dem Sopha liegen und wünschte ihrer Freundin Gesellschaft.

Einer ihrer häufigen Launen gemäß war Ernst aus ihrem Zimmer verbannt. Er irrte ruhelos umher, wie eine Seele, die an den Schauplatz ihrer Leidenschaften aus dem Jenseits zurückkehrt.

Kaum war die kleine Störung des Wohlbefindens überwunden, so trieb des Arztes gebieterische Forderung Rosa von dem zerstreuten aufgeregten Leben der Hauptstadt hinweg. Auch Graf Dietrich in seiner Verzweiflung Feldkamp zum Spionen über die Schwiegertochter bestellend, hatte nicht aufgehört, Freiherrn von Horsten mit Briefen zu bestürmen. Es handelte sich um das Sein oder Nichtsein des kostbaren Erben. Den vereinten Vorstellungen gab endlich Rosa nach und willigte ein, in ländlicher Zurückgezogenheit die Geburt ihres Kindes abzuwarten.

Nun gab es für Ernst und Martha keine Gelegenheit mehr sich zu sehen.

Die junge Frau wendete sich wieder an ihre

Bücher, um Trost und Zerstreuung, um gesunde Erhebung über die Ungenüge.

Ernst fühlte rings um sich eine große Leere entstehen, zum ersten Male sah er sich gänzlich allein und vollkommen frei, nur der eigenen Führung überlassen, auf dem Asphalte einer Großstadt.

„Eine neue Welt.“

Sinnend und traurig ging der junge Mann auf die Straße. Nur empfand er bald an den empfangenen Stößen, daß romantische Schwermuth inmitten des gährenden, kleinlichen und überhasteten modernen Treibens, unendlich schwierig festzuhalten sei. Hier werden Fleischwaaren zum Verkaufe ausgeboten und die Poesie flieht. Dort drohen die Räder eines schweren Schubkarrens den Zehen Vernichtung, und der bittersüße, wollüstig peinliche Gedanke reißt ab. Einige Generationen schlechter Nahrung und grober Arbeit füttern keine arischen Göttergestalten heran. Ernst hatte Mühe, dem Straßenpöbel auf den engen Fußwegen auszuweichen, dessen deutsches Element in der Kaiserstadt noch durch

ein ungeheuer schmieriges slavisches versetzt ward. Schwarze schmächtige Jünglinge mit raubthierartig gebogenen Nasen, krausen Haaren und wulstigen Lippen, die rennen an ihm vorüber — das Glück zu erjagen. Schlaffe, modische Gestalten mit eingezwicktem Glase und schleppendem Gange streifen Ernst, es sind die fruges consumere nati. Der Blick einer geputzten, geschminkten Frau, kalt, hart und frech, durchschauert den jungen Mann, es ist der Gifthauch des Lasters, der seine Blüthe krankhaft berührt. Eine fleischige Amme stößt ihm ihren schreienden Balg in die Seite. Der neue Reiche braust in seiner prahlerischen Equipage vorüber. Pferdeeisenbahnen rollen, die Omnibusse rasseln unaufhörlich. Müde, abgespannt, von tausend Eindrücken ermattet, keinen festhaltend, so findet sich Ernst nach einigen Stunden seiner Wanderung über wogende Straßen.

Selbst sein Gram ist ihm abhanden gekommen!

Natürlich war er ohne Plan von Hause fortgegangen, es lockte ihn nichts mehr.

Nun traf sein Auge auf einen großen Gar-

ten voll grüner Bäume, die luden zu kühler Rast. Ein im italienischen Landhausstile hübsch aufgeführtes Gebäude war von einem gedeckten Vorsprung mit offenen Bogen umgeben. Von hier aus sah es sich lieblich auf ein buntes Blumenparterre, hinter demselben dehnte sich die glänzende Wasserfläche eines Teiches. Die Fernsicht schlossen parkartige Anlagen, sie bildeten eine grüne Vormauer gegen die heißen, staubigen Straßen der Weltstadt.

Ernst nahm an einem der Tische Platz, er bemächtigte sich eines Zeitungsblattes, über welches er hinaus zerstreut auf den Vordergrund blickte.

Laute Stimmen schlugen an sein Ohr, fröhliches Lachen erklang neben ihm und versetzte Ernst in trübe Stimmung. Dünkte es ihm doch, er allein sei einsam unter der Menge.

Allmälig fing er an, seine Nachbarn zu beobachten.

Besonders beschäftigte Ernst eine Frau darunter. Die Züge waren gewöhnlich, doch gewannen sie im Sprechen Ausdruck und Leben. Sehr mattweiße Haut, auf den Wangen von

leichtem Karmine angehaucht, schimmerte durch einen dicht vor das Gesicht gelegten Halbschleier, dessen schwarze Tüpfeln wie eben so viel Schönheitspflästerchen dienten. Tief blutrothe, eigenthümlich glänzende Lippen, lebhafte braune Augen und reiche blonde Flechten schufen pikante Farbentöne. Die Gestalt erschien schlank-üppig, das Wesen prickelnd, übersprudelnd.

Auch Ernst unterlag einem gewissen von dieser Person ausgehenden Reiz.

Er erkannte an der Seite der Blonden einen reichen Industriellen, Herrn von Rheinthal, den Ernst zuweilen in den größern Abendgesellschaften bei Freiherrn von Horsten gesehen hatte.

Sie begrüßten sich, und die von Ernst erwartete Aufforderung, am Tische bei der Gesellschaft Platz zu nehmen, erfolgte. Rheinthal rückte gleichgültig seinen Stuhl von der Blonden hinweg und überließ Ernst an deren Seite zu sitzen. Frau Steiner, so hieß sie, war die jugendliche Wittwe eines kleinen Wechselagenten, der sich zum großen Geldmann verhielt, wie das Tüpfchen zum I. Sie sah es ungern, daß Rheinthal so bereitwillig seinen Platz aufgab.

Der ideal-edle Kopf Ernst's stach seltsam von dem rothen Gesichte Rheinthal's ab, röthliche Haare und röthlicher Bart vermehrten die Häßlichkeit des Millionärs, dieser blieb aber vollkommen ruhig dabei, er wußte, daß er nicht nöthig habe zu gefallen, seine Millionen besorgten es für ihn.

Frau Steiner, wie das alte Regimentspferd, das seine Nüstern beim Signal zur Attaque aufbläst und vorwärts stürmt, nahm sogleich den Neuen in Angriff. Ernst wußte sich die Fluth lebhafter Worte nicht zu deuten, indessen horchte er unterhalten zu.

Plötzlich berührte ein leichter Frauenfuß den des jungen Mannes. Ernst wurde jetzt erst auf eine gegenübersitzende Brünette aufmerksam. Diese war ebenfalls geputzt, jung und hübsch, nur sah sie etwas abgelebt aus und besaß einen sehr weiten Mund.

„Bitte um Entschuldigung," sagte Ernst, der an Zufall oder an ein Versehen von seiner Seite glaubte.

Die Angeredete wurde roth und lachte verlegen, Rheinthal blickte spöttisch auf sie.

„Sie sind wohl erst seit kurzem hier,“ bemerkte die Frau, „weil ich mich noch nie erinnere, das Vergnügen gehabt zu haben Sie zu sehen.“

„Im Gegentheil, ich erhielt meine Erziehung hier,“ entgegnete Ernst, „lebte aber damals äußerst zurückgezogen und auch bisher bewegte ich mich meistens in kleinen Familienkreisen.“

Hier brach Ernst wieder das Gespräch mit der Schwarzen ab. Er bemerkte nur, daß ein ältlicher Mann neben ihr eifrig in sie hinein halbleise sprach.

„Sie haben Frau Schmidt's Manöver unrecht verstanden, Graf Himmelburg,“ flüsterte Rheinthal lächelnd. „Jene versuchte an Ihnen, was man in Frankreich „faire l'oeil du pied“ nennt.“

Der Millionär hatte die Hochschule der Pariser Cocotten absolvirt.

Verwirrt neigte sich Ernst wieder der Blonden zu, die abermals gewandt das Netz des Gespräches um ihn spann.

Frau Schmidt schmollte schweigend, sie besaß ihrer geschicktern und gescheidtern Neben-

buhlerin gegenüber kein Glück. Die Blonde zog den Millionär und den schönen, vornehmen jungen Mann an, während sie sich mit dem häßlichen, alten Professor Snase, Frau Steiner's Vater und dem Literaten Schnauferl begnügen mußte. Außerdem boten die beiden Beziehungen, so unbefriedigend sie für die Eitelkeit waren, auch sonst der Dornen mehr als Rosen.

„Haben Sie die eben angekommene Spiritistin besucht, Schnauferl?" fragte der Professor.

„Nein, ich glaube nicht an die modernen Versuche, in reale Beziehung mit der Gottheit zu treten."

„Daran glauben! wer spricht davon, ich glaube nur an das Jnanon, an das Myon, an die Nirvana, das absolute Nichts, zu dem alle tiefsinnigen Systeme führen. Wie aber jeder positive Glaube ungeheure Unwissenheit verräth, so bedarf es unendlicher Kraft, um alles Glaubens zu entbehren. Ich möchte mich überzeugen lassen."

„Mir genügt die Sittlichkeit."

Schnauferl knöpfte sich nach dieser Erklärung stolz in seinen Ueberrock und drückte den Zwicker kampfgerüstet auf die Nase.

Er besaß ein äußerst feines, kleines, blondes, mädchenhaftes Gesicht, war sehr mager und schrieb Journalartikel, welche außerordentlich schlecht bezahlt wurden. Als Fachwissenschaft betrieb er Aesthetik und hieß — Schnauferl. Der Drang, sich durch irgend etwas auszuzeichnen, trieb ihn zu seiner Moraltheorie.

Er in der sittenlosen Stadt der einzig Reine, dies schmeichelte der kleinlichen Eitelkeit des Männchens.

„Was ist Sittlichkeit?“ nahm Snase die Erörterung wieder auf. „Erklären Sie mir erst dies aus einem übereinstimmenden Begriff aller Zeiten und aller Nationen. Einstweilen halte ich es mit der altindischen Legende von der Frau, die aß und von allem aß, und nachdem sie satt war glaubte, keine Sünde begangen zu haben.“

„Nun, wenn sie gegessen hat, so hat sie eben gegessen,“ näselte Frau Schmidt, ihr bisheriges mürrisches Schweigen brechend.

„Das Essen ist hier in weitester Bedeutung gemeint und drückt die Befriedigung aller Triebe aus,“ bemühte sich der alte Professor, das tiefsinnige indische Gleichniß zu erklären.

Frau Schmidt hörte nicht auf ihn, sondern verschlang mit hungerigen, gierigen Augen Rheinthal's Diamantknöpfe.

Der Millionär nahm seine Uhr heraus, er sah, daß es Zeit sei fürs Theater und lud die ganze Gesellschaft in seine Loge.

Ernst wurde von den Andern mit fortgerissen, er folgte unwillkürlich dem bequemen Strome des Sichgehenlassens.

Frau Steiner hatte mit einem schwimmenden Blicke ihrer eigenthümlichen Augen, unter reizendem Lächeln gesagt, „Sie begleiten uns doch!“

Sie rief ihn auch in der Loge an ihre Seite, während Rheinthal sich mit der Ecke neben Frau Schmidt begnügen mußte.

Musik, Gesang, kecke Scherze auf der Bühne und noch freiere in sein Ohr geflüstert, versetzten Ernst in seltsame Stimmung.

Auf das Offenbachische Stück folgte ein Souper, in eleganter Restauration von Rheinthal mit Kennerschaft angeordnet. Frau Steiner aß und trank, als habe sie beides den ganzen Tag noch nicht gethan, und sie lachte dem ent-

sprechend viel dazu. Zuletzt bekam sie Lust zu Gartenerdbeeren und der gefällige Gastgeber ließ welche besorgen.

Nun faßte die junge Frau mit ihren weißen Fingern die einzelnen Früchte, sie führte sie langsam zum Munde, damit der Abstand der Farben deutlich sichtbar, sie hielt sie lange zwischen den Lippen, um zu zeigen, wie deren Roth durch die Beere nicht beschämt werde.

Ernst wurde von dem Spiele eigenthümlich berauscht, es gelang ihm, eiue ihrer Erdbeeren zu erhaschen, er schlang sie begierig hinab.

Die Zwei waren vollkommen mit sich selbst beschäftigt, sie beachteten die Uebrigen gar nicht. Rheinthal rauchte philosophisch seine vortreffliche Havanna, schlürfte bedächtig Constanziawein und ließ bequem in den Sitz zurückgelehnt seine Augen beobachtend über die Gesellschaft schweifen. Er lächelte behaglich, es dünkte ihm, obschon noch ein junger Mann, lange her, daß er gläubig war wie Ernst, daß er sich noch erregen konnte gleich jenem.

Jetzt glaubte er nicht mehr, daß Frauenlächeln Gunst bedeute, daß ihr Lachen Fröhlich-

keit bekunde, eine Versicherung war ihm nur ein leerer Schwall von Worten — dafür gab es Keine auf Erden, die Joseph von Rheinthal zu betrügen oder zu betrüben im Stande gewesen wäre. Eben berechnete er, wie oft die nämliche Frau das nämliche Spiel geübt haben mochte, wie viele Männer angebissen hatten. Es belustigte Rheinthal, er gestand Frau Steiner die Fähigkeit zu, ihm unterhaltende Scenen vorzuführen, beträfe es nun ihn selbst, oder einen Andern.

In köstlicher Paschalaune, träge mit halbgeschlossenen Augen, blinzelte der Millionär hinüber über den Tisch.

Frau Schmidt hatte vergebens versucht, Rheinthal zu locken, bei der glücklichen Verdauung war ihm Schweigen lieber als Reden.

Zornig wandte sie sich an Snase, „sehen Sie doch, wie Ihre Tochter Graf Himmelburg ins Netz zu ziehen bemüht ist.“

Coquetterie ist der unlogische progressus in infinitum,“ bemerkte der alte Professor.

„Was soll nun das wieder heißen?“

„Die Frauen verwechseln Mittel mit Zweck,

Gefallen soll nur zum Anknüpfen der Liebe dienen, allein der echten Gefallsüchtigen ist es keineswegs um Liebe zu thun, sondern sie will nur gefallen und immerfort gefallen."

„Es ist auch Bestimmung einer Frau, zu gefallen."

„Sie irren, die Bestimmung beider Geschlechter ist, sich in Liebe zu vereinigen, sich gegenseitig zu veredeln und miteinander nach Vollkommenheit zu streben — nur das Vollkommene vermögen wir wahrhaft zu lieben."

„Ergeht es Ihnen nicht gleich Salomon, Herr Professor," versetzte Schnauferl spöttisch, „und beschämen Ihre Thaten nicht häufig Ihre Worte?"

Frau Schmidt beachtete Beide nicht, sondern warf ihre unruhigen, brennenden Blicke auf einen am benachbarten Tische sitzenden schwarzbraunen Rumänen.

Der alte Mann brach unmuthig das Gespräch ab und dachte mit Wehmuth der Zeit, als jene Frau ihn — liebte.

Halb Lehrer, halb Freund, die Rolle hatte ihm so wohl getaugt.

Sie wollte jetzt weder mehr lernen, noch weniger wollte sie ihm erlauben, seine müßigen Stunden bei ihr abzusitzen, sie gab ihm viele Nachfolger, nur im Oeffentlichen sahen sie sich mehr und der alte Mann litt dabei Tantalusqualen.

„Warum verstieß ihn Frau Schmidt?"

Professor Snase fragte sich dies und suchte nach der Lösung des Problems, schwermüthig dazu trinkend.

Schnauferl sann über einen abstrakten Satz nach, über den er ein Drama schreiben wollte, nach einer gewissen ästhetischen Schablone. Es mußte etwas noch nie Dagewesenes werden und den Verfasser sogleich in den Tempel des Ruhmes führen.

Berühmt! als Autorität anerkannt auf die Nachwelt übergehend, sah sich Schnauferl. Er langte in seine Westentasche, um ein Papier herauszuziehen, auf welches er einen ihm eben gekommenen leuchtenden Gedanken niederzuschreiben beabsichtigte.

Dies Blatt war die ihm am Morgen desselben Tages mit viel Grobheit überreichte

Rechnung seiner Wäscherin. Obschon Schnauferl seine Civilisation keineswegs dadurch bewies, daß er zum Verbrauch der Seife mächtig beitrug, hatten doch die Socken und die Hemden sich zu mächtigen Idems angeschwellt.

Ideal und Wirklichkeit!

Der Poet seufzte, sein leuchtender Gedanke war ihm entfallen.

Ideal und Wirklichkeit!

Professor Snase dachte trübe an das weiche, bildungsfähige Weib, das sich so tochterhaft ihm ans Herz gerankt, und er sah, wie Frau Schmidt jetzt rückte, um dem Rumänen Platz zu machen, den der Magnetismus ihrer Blicke endlich angezogen hatte.

Der alte Mann wurde trüber und trüber gestimmt, das Gute und Schöne betrog ihn, das Wahre erschien ihm im trostlosesten Lichte.

All die morschen Stützen seines Daseins brachen.

Er saß da, das struppige, wirre, eisengraue Haar sich vom Kopfe sträubend, der stiere Blick Visionen schauend.

Wieder trank er und trank. Auf dem Grunde seines Glases schwebte ihm die Nirvana — das absolute Nichts.

„Vernichtung, alles Werdens Ziel!"

Der alte Mann weinte über verlorene Liebe und verlorenen Glauben — die Hoffnung hatte ihm ihre Fackel verlöscht.

Ernst trank geeisten Sekt und stieß mit Frau Steiner an, sie zeigte im freundlichsten Lächeln ihre großen weißen Zähne.

Eben erzählte sie, wie sie zu schwimmen liebe in kühler Fluth. Wie sie dann ihre langen, blonden Flechten löse und im scharlachrothen, ausgeschnittenen Anzug mit bloßen Armen die Wogen zertheile. Wie sich die Wellen kühl und weich an den Körper dabei schmiegten.

Ernst ward sonderbar befangen, gerade jetzt fühlte er sich so glühend heiß, ihn gelüstete nach der kühlen Fluth!

Gleichsam im Nebel erblickte er Martha's ernstes Gesicht, Rosa schwebte anmuthig an seinem innern Auge vorüber, in Wahrheit sah und empfand er nur die Frau an seiner Seite.

Die weiße Haut, die blonden Haare, die dunkeln Augen und die rothen Lippen woben ihm ein Wunderbild zusammen.

Ernst trank durstig vom Sekte.

Eine neue Welt ging ihm auf, es lud ihn gewaltig zum Gastmahle des Lebens.

„Neue Bahnen.“

Oefter kam dieselbe Gesellschaft zusammen, bald zog es Ernst täglich in den Kreis. Seine Bücher hatte er längst zugeklappt. Die ihn hemmenden Fesseln seiner Kindheit hatte er gesprengt, das Einreißen war glücklich gelungen, ans Aufbauen dachte er jetzt eben nicht. Ernst hatte keine Muße, die Wahrheit zu suchen, der „grüne Baum des Lebens“ nahm ihn mit Zauberäſten gefangen.

Der Gedanke ging unter, er erstickte in der wollüstig weichen Empfindung.

Doch die Tage folgten, aber glichen sich nicht!

In einigen Monaten hatte Ernst die Einnahme eines Jahres verausgabt. Er hatte

weder gelernt noch Schritte zum Eintritt in einen Beruf gethan.

Mit Frau Steiner war er nicht weiter gekommen — als am ersten Tage.

Einmal saßen sie wieder im Stadtparke zusammen und die Blonde richtete kein Wort an ihn. Sprach Ernst, so schien es, als verhalle seine Stimme lautlos in der Luft. Das Lächeln, das sonst ihn so gereizt, die leichten Scherze, die Ernst früher berauscht, galten heute einem jungen Russen.

Ernst verstand das Benehmen der Frau nicht recht, aber es weckte ihn ihre Kälte jetzt eben mit rauhem Schmerzgefühl aus dem Schlaraffenleben auf.

Beschämung, Zorn und Reue tobten in ihm und doch genas er nicht von seinem Verliebtsein.

Ueber den schönen Kopf goß sich linde Trauer.

Zuweilen streifte der etwas falsche Blick der jungen Frau herüber nach Ernst, ohne daß sie deshalb ihr Spiel mit dem Ausländer unterbrach.

Sie war zufrieden mit dem was sie sah,

der Angelhaken saß tief. Sie mochte zerren und reißen, sie mochte Ernst quälen — er blieb ihr gesichert.

Eine frische Stimme unterbrach das trübe Sinnen des jungen Mannes.

„Kommen Sie mit uns, Himmelburg!“

Ernst hatte einen leichten Schlag auf die Schulter empfangen und schauete nun in das Gesicht des braunen Husaren.

„Der Minister ist da, er will Sie, glaube ich, zanken,“ schloß Waldemar lächelnd.

Mühsam riß sich Ernst los.

„Sie wollen uns doch nicht verlassen?“ wandte sich jetzt Frau Steiner mit falschem Lächeln an ihn. „Vielleicht, daß Ihr Freund uns ebenfalls die Ehre seiner Gesellschaft schenkt.“

Waldemar empfing unerschüttert die volle Ladung eines herausfordernden Blickes. Kaltblütig schob er seinen Arm in den Ernst's.

„Wir werden erwartet,“ versetzte er kühl. „Kommen Sie, Himmelburg.“

Frau Steiner blickt zornig, sie liebt die Freunde ihrer Opfer nicht.

„Rosa und jenes Zwittergeschöpf hier besitzen

eine Aehnlichkeit," denkt Waldemar, „beide können keinen Mann in Ruhe lassen, und doch wie verschieden tritt dies bei ihnen auf. Gemeine Berechnung bei Frau Steiner, reizendes Spiel bei Rosa."

Unten am Fuße der Treppe des Vorsprunges stand Freiherr von Horsten.

„Ich muß Sie warnen, Ernst," sagte er lächelnd. „Sie schlafen gänzlich auf Rosen ein. Heute bin ich großmüthig mit Falkenstein zu Ihrer Rettung herbeigeeilt und finde zu meinem Bedauern, daß Sie schlechten Geschmack besitzen."

„Wie, Sie finden Frau Steiner nicht schön?" rief Ernst verwundert aus.

„Ich liebe die nervenschwachen Frauen nicht. Das echte Weib, wie es einen Mann mit höchstem Entzücken berauscht, ist die titianische Venus. Die braucht keine Schönheitsmittel anzuwenden. Kraft und Gesundheit sprechen aus dem lebenswarmen Kopfe, dem herrlichen Körper. So eine Frau Steiner besitzt weder Herz noch Sinne, die Chlorose haben ihr die Letztern verdorben. Befolgen Sie meinen Rath, junger Mann, zwischen den Ganzen und den Halben wählen

Sie die Ganzen, sie sind die Ehrlichern von beiden."

„Seiner Exellenz haben die Lage so treffend geschildert, daß mir nichts hinzuzufügen bleibt," bemerkte Waldemar, „als Ihnen zu sagen, zerreißen Sie ein unwürdiges Netz. Spielen darf der Mann nie mit sich lassen, er mag mit einer Brunhilde ringen, solche Geschöpfe, welche ehrbar sein wollen, es aber doch nicht sind, muß er rasch genießen oder mit Verachtung von sich stoßen."

„Jetzt machen Sie kein so bußfertiges, trauriges Gesicht, Ernst," versetzte der Staatsmann. Von Rosa traf Nachricht ein, sie ist häufig unwohl und langweilt sich sehr, ich werde mich auf eine Woche zu ihr begeben mit Martha."

Dieser Name regte einen neuen Strom von Gedanken in Ernst an, durfte er jetzt auch nur an sie denken, fand die Reine neben der Befleckten Platz?

„Guten Abend, meine Herren! ich muß noch in die Residenz."

Freiherr von Horsten verabschiedete sich.

„Keine Theorie heilt Liebe," wandte sich

Waldemar an Ernst, „und wär' die Liebe noch so thöricht und die Lehre noch so klug. Liebe kann nur similia similibus geheilt werden, darum rasch eine Andere!"

Der Husar riß Ernst mit sich fort, sie verlebten einen tollen Abend. Als der junge Mann spät am folgenden Tag erwachte, war er hergestellt von kränkelnder Empfindung, geheilt von schmachtender Liebelei, allein ihn bedrückte das peinliche Gefühl, das aus überreizten Nerven und sittlicher Abscheu hervorgeht und welches man moralischen Katzenjammer nennt.

Noch etwas verstimmt schlenderte Ernst über die Straße.

Ein schnaubendes Pferd blies ihm den heißen Athem in den Nacken und ein lauter Zuruf weckte ihn.

Ernst erkannte Rheinthal, welcher sein Cabriolet selbst kutschirte.

„Steigen Sie zu mir ein, Graf Himmelsburg," sagte jener, „Sie wollten ja schon längst meine Fabrik besehen."

Ernst folgte der Einladung, er verglich das frische, fröhliche Wesen des Mannes mit dem

eigenen abgespannten und beneidete Rheinthal darum.

„Es ist mir lieb, daß ich Sie einmal allein habe,“ fuhr der Millionär fort, „lange schon drängte es mich, Sie mit dem Charakter einer durch mich mit Ihnen in Berührung gekommenen Frau bekannt zu machen und vor allem die Warnung, man muß derlei Leute nie ernsthaft nehmen!“

Obschon geheilt, schmerzte Ernst doch die Berührung der noch vor kurzem wunden Stelle, er schwieg.

„Frau Steiner will geheiratet sein, oder wenn dieses durchaus nicht geht, eine starke Pension erhalten,“ fügte Rheinthal hinzu.

„Also halten Sie dieselbe auch für käuflich?“ fragte Ernst.

„Unzweifelhaft ist sie es, und der alte Snase spielt die Rolle einer Komödiantinnenmutter dabei, indessen sind es im gewissen Sinne die meisten Menschen und Dinge. Man muß nur stets genau berechnen, ob eine Sache die aufgewandte Zeit und Mühe, nebst dem Gelde werth sei.“

Bald nachher erreichten sie die großartigen Gebäude des industriellen Unternehmens. Von den massenhaften Vorräthen des Rohstoffes bis zu den Räumen, in welchen das Produkt die letzte Vollendung empfing, führte Rheinthal den Besucher.

Ernst lauschte mit Interesse der sachkundigen Erklärung, war dies derselbe Mann, den er so abgespannt, so tief in den Schlamm des Lebens tauchend kannte und der jetzt scharfsinnig verwickelte Gegenstände durchdrang und geistig bewältigte?

„Wie finden Sie Zeit zu alle dem?“ fragte er verwundert.

Rheinthal lächelte.

„Glauben Sie, das Vergnügen wäre sehr schal, wenn ihm nicht die Arbeit ernsten Hintergrund böte,“ sagte er, „und dann bleibt sie auch zugleich eine Nothwendigkeit.“

„Aber Sie sind reich.“

„Ich bliebe es nicht lange, sobald ich aufhörte thätig zu sein. Das Mißverhältniß von Waare und Geld tritt immer greller hervor, die erstere steigt in weit stärkerem Maße, als

es der Zinsfuß thut, damit ist die Lücke auszufüllen, die Nöthigung zum Erwerbe gesetzt.“

Zum ersten Male vernahm Ernst die klaren, nüchternen Sätze, auf Schloß Himmelburg hatte er blos das rückständige Sparsystem gekannt, den Thaler zum Thaler fügen, darin bestand die ganze finanzielle Weisheit des Majoratsherrn. Dafür war auch manches im Hause des reichen Edelmannes ziemlich karg bemessen. Baar Geld wurde ängstlich gehütet, nur mit Erzeugnissen der Landwirthschaft verfuhr man verschwenderisch.

Ernst folgte seinem Führer in die Lagerhäuser, er that einen Blick in den kolossalen Betrieb. Die Fäden der Geschäftsverbindung reichten bis über den Ocean. Mit Verwunderung beobachtete Ernst die wohl in Ordnung gehaltenen Arbeiterscharen, das riesige Personal, über welches Rheinthal gebot.

Dem jungen Manne dünkte es, die Menschen seien eben nur achtungswerth bei der Arbeit.

Ermüdet zogen sie sich später in einige für den Chef eingerichtete Zimmer zurück. Be-

quemlichkeiten aus allen Welttheilen, der moderne Comfort in der höchsten Ausdehnung empfing sie wohlig.

„Dies nenn' ich leben!" rief Ernst, indem er sich sanft auf einem Schaukelstuhl wiegte, nach köstlichem Frühstücke.

„Wer hindert Sie, es ebenso zu halten?"

Sie vergessen, daß Sie ein Millionär sind und ich ein armer Mann."

„Sie haben aber nicht nöthig, sich mit Ihrer bescheidenen Apanage zu begnügen, die unter uns gesagt, kaum mehr beträgt, als ich einem Aufseher zahle."

„Auch Freiherr von Horsten räth mir zum Antritt einer Carrière, ich soll die Universitätsstudien vollenden und dann ein Amt suchen."

„Hören Sie meinen Rath, studiren Sie Technik, Nationalökonomie und Volkswirthschaft, dies sind die Wissenschaften der Zukunft. Lassen Sie die klassischen und Fachstudien ruhen, mein Vater verstand kein Wort Latein und er erwarb unsern Reichthum. Es giebt unserer modernen Gesellschaft einen eigenthümlichen Anstrich, daß gerade die auf rückständigem Standpunkte be-

harrenden höhern Klassen gegen das arbeitende Volk in finanziellen Verfall gerathen. Nehmen Sie z. B. den ersten Gesellen eines guten Gewerbes, und Sie werden finden, er stehe materiell weit besser, als ein Unterbeamter."

„Wahr! und wenn ich zugleich bedenke, welch einen Einfluß eine Stellung gleich der Ihrigen gewährt, wie vieler Wohl und Wehe von Ihnen abhängt, wie Sie mit Ihrem Unternehmen selbst zu den wichtigen Factoren des Staates zählen."

„Dies sind keine kaufmännischen Erwägungen, schließen Sie alles Träumen aus und verfolgen Sie stetig praktisches Ziel."

„Ich hätte Lust dazu, doch weiß ich nicht, wie ich es beginnen soll."

„Treten Sie bei mir ein, sind Sie nicht zu stolz Gehalt von mir zu empfangen, so kann ich Ihnen in Bälde eine Stelle anbieten, zum Anhören der nöthigen Vorlesungen bleibt Ihnen Muße, viele naturwissenschaftliche Fächer, Bankwesen und alle Handelswissenschaften lernen Sie bei mir."

„Wie soll ich Ihnen für Ihre Großmuth danken, Herr von Rheinthal?"

Der Millionär lächelte zu seiner Großmuth, es schmeichelte ihn, den hübschen, jungen Grafen Himmelburg unter seine Untergebenen zu zählen, auch empfand er oberflächliches Wohlwollen für Ernst.

„Nichts hindert Sie selbst reich zu werden,“ bemerkte Rheinthal heiter. „Sie werden bald kleine Summen besitzen, Sie lernen die besten Conjecturen kennen und vermögen Ihr Geld vortheilhaft arbeiten zu lassen.“

Ja, Ernst wollte reich werden, Reichthum war Macht, und im Machtgefühl schwelgte die jugendliche, glühende Seele.

Nach fester Verabredung trennten sich die Beiden wohl zufrieden mit einander.

In den Straßen gab sich eine gewisse Aufregung kund, Ordonnanzen sprengten hin und her, Unterofficiere liefen eifrig mit ihren großen Brieftaschen.

Ernst beachtete die Sturmeszeichen in seiner eigenen Aufregung nicht, er trat bei Freiherr von Horsten ein und setzte diesem von dem neuen Lebensplane in Kenntniß. Der Staatsmann ertheilte seine volle Billigung, doch hatte er es sehr eilig und zeigte sich auffallend zerstreut.

Die Reise zu Rosa sei aufgegeben, erzählte Freiherr von Horsten, wichtige Depeschen waren noch in der Nacht angelangt.

Plötzlich stürmte Waldemar herein.

„Wir erhielten Marschbereitschaft, der Krieg steht vor der Thür!" rief er freudig.

„Welches Vergnügen sich todtschießen zu lassen," entgegnete Freiherr von Horsten spöttisch.

„Bah! nicht jede Kugel trifft!" Der braune Husar lachte fröhlich, „kommen Sie mit uns, Ernst" fügte er hinzu.

„Es wäre mir in keinem Falle möglich, da es gegen mein eigenes Vaterland ginge und dann habe ich mich eben heute fest dem Frieden vermählt."

„Sie wählten einen Beruf?"

„Ja, und zwar die Industrie."

„Dies wäre nicht nach meinem Geschmacke, doch glücklicherweise giebt es noch lange Arbeit für den Säbel," sagte der Rittmeister.

„Werden die Kriege nicht bald gänzlich aufhören?" bemerkte Ernst.

„Schwerlich," erwiderte Freiherr von Horsten, „sie sind der menschlichen Selbstsucht zu innig

verwachsen, wir werden nur des veränderten Zeitgeistes halber anstatt der dynastischen und Religionskriege, Raçen- und Volkskriege haben, bis das Arcanum erfunden ist, daß die Menschen friedlich, ohne ihre Interessen gegenseitig zu beeinträchtigen, neben einander wohnen können. Die Selbstsucht ist aber so alt als unsere Erde, sie tritt stets aggressiv auf und fordert daher zum Widerstande heraus, somit ist Aussicht vorhanden, daß wir von Zeit zu Zeit fortfahren uns zu würgen, so lange mehr als ein Mensch auf Erden lebt.“

„Desto besser,“ rief Waldemar, „und jetzt kommen Sie mit mir, Ernst, wir wollen heute zusammen im Klub speisen und auf das Glück unserer Waffen trinken.“

„Dies wäre von mir Vaterlandsverrath,“ entgegnete Ernst lächelnd.

„Gleichviel, kommen Sie mit!“

„Unser Deutschland ist seltsam zerklüftet!“

Bei Tische wogte das Gespräch lebhaft, besonders Pahlenberg sprach behaglich vom Kriege. Alle überraschte Wolf Siegfried's Erklärung, er würde das Heer als Johanniter begleiten.

Herr von Fichtenau erschien weniger abgespannt als sonst, und doch, welche Kämpfe hatte ihn die Ausführung seines Entschlusses gekostet! Da waren Amanda's Thränen, die Bestürmungen der ganzen Familie Burgsdorf und die eigenen sybaritischen Gewohnheiten, die es zu besiegen galt — aber er genügte einem innern Triebe, indem er sich aufraffte, um für das Gemeinwohl zu wirken.

Im Parke traf Ernst mit Rheinthal zusammen, dieser schob sogleich seinen Arm in den des jungen Mannes und Frau Steiner konnte an Ernst's kühlem Gruße abnehmen, Graf Himmelburg sei geheilt. Ueberdies hatte sie die Demüthigung zu beobachten, die zwei vermeinten Nebenbuhler ständen vortrefflich mit einander und hätten weit wichtigere Dinge im Kopfe, als die kleinlichen Interessen, welche sie bewegten.

Die Nord- und die Südarmee rüstete sich zum Aufbruche.

Ernst nahm herzlichen Abschied von seinen Freunden.

Er wagte es sogar, nachdem Hugo ausmar-

schirte, Martha zu besuchen. Aber es hieß, sie sei zur Gräfin Rosa von Himmelburg gereist.

Wieder sah sich Ernst mehr vereinsamt.

Der Glaube seiner Jugend war von ihm abgefallen, die Freundschaft wurde durch das Geschick getrennt, Liebe erlosch.

Am nämlichen Tag, als es zum ersten Zusammenstoße der Waffen kam, hatte Ernst zum ersten Male sein Pult bei Rheinthal eingenommen.

Die stürmische Zeit rief alle Hände an Bord, es gab ungeheuer viel zu thun, zu retten, zu bergen, den riesigen Geschäftsbetrieb während der stürmischen Tage einzuschränken.

Ernst fühlte sich überwältigt von der ungewohnten Anstrengung, kaum einer seiner Gedanken mehr reichte über den Kreis seiner gegenwärtigen Aufgabe hinaus.

Der ehemals im absoluten Jenseits geschwärmt, lebte jetzt im absoluten Diesseits.

Leipzig. Druck von Grimme & Trömel.

Reitzenstein, Franziska <<von>>,

Ritter unserer Zeit Roman in sechs Büchern

Bd.: 2. Theil

Nürnberg ; Leipzig 1873